

SBAP.

Schweizerischer Berufsverband für Angewandte Psychologie
Association Professionnelle Suisse de Psychologie Appliquée
Associazione Professionale Svizzera della Psicologia Applicata

März 2004

Dossier Macht: Facetten der Gewalt
Gesundheitspsychologie – Wege zur Entspannung
Die Bologna-Reform auf dem Prüfstand
Kinder- und Jugendpsychologie: Fachtitel **SBAP.**
Buchtipps: «Brücken bauen» von Marlis Pörtner

Auf den Spuren der Macht

Liebe SBAP.-Mitglieder,
Liebe **punktum**.-LeserInnen

Gerade während ich diese Zeilen schreibe, debattieren Mächtige dieser Welt am WEF in Davos. Es ist zu hoffen, dass sie nicht «mit bösen Mächten im Bunde stehen»! Wie sehr machtpolitisches Denken Eingang in den allgemeinen Sprachgebrauch gefunden hat, zeigen die vielen Redewendungen, die um Ausüben, Erringen und Erhalten von Macht kreisen: an die Macht kommen; die Macht erringen; die Macht an sich reißen; die Macht ergreifen; alle Macht in einer Hand vereinigen; sich an der Macht festklammern ...

Sobald wir uns unter Menschen bewegen und Beziehungen aufnehmen, ist Macht ein Thema. Als Ausübende oder Betroffene. Was ist der Preis der Macht, und wie verändert sie den Menschen? Herlinde Koelbl ist in ihrem Buch «Spuren der Macht» diesen Fragen nachgegangen. Ab 1991 begleitet sie während acht Jahren potenzielle Machttäger in Politik und Wirtschaft. Jährlich interviewte und photographierte sie beispielsweise Joschka Fischer, Gerhard Schröder und Angela Merkel. Ihr ist ein sehr eindrückliches Porträt der Macht gelungen.

«Macht im Management» von Walter K. H. Hoffmann ist 2003 erschienen. Das wirklich lesenswerte Buch vermittelt in anonymisierten Interviews interessante Einblicke in die Managerseele. **punktum** hatte die Gelegenheit, den Autor, einen Volkswirtschaftler, näher kennen zu lernen.



Die Internet-Suchmaschine Google liefert über Macht 8 280 000 Eintragungen – während über Gewalt 1 400 000 und Missbrauch noch gerade 280 000 Eintragungen verzeichnet sind. Als PsychologInnen, die beraten und therapieren, beschäftigen uns meist die negativen Auswirkungen von Macht, die Gewalt, der Machtmissbrauch, die Manipulation, die Übergriffe, die Ohnmacht. «Mit der normalen Verwundbarkeit des Menschen könnten sie in solchen Jobs nicht überleben. Sie müssen verdrängen, müssen eine Brutalität an den Tag legen im Abstoßen und Bekämpfen von andern.» Dies die Aussage eines bekannten Wirtschaftsführers. Täter oder Opfer oder beides zugleich? Marlis Pörtner beschäftigt sich in ihrem Artikel mit der Gewalt im Alltag von Menschen mit geistiger Behinderung. Sie vertritt die Auffassung, dass das wiederholte Erleben von Gewalt in allen Schattierungen mit einer Ursache ist, dass überdurchschnittlich häufig Menschen mit geistiger Behinderung an psychischen Störungen leiden. Eine lohnenswerte Aufgabe, deren sich PsychotherapeutInnen vermehrt annehmen sollten.

Die häusliche Gewalt – mittlerweile ein volkswirtschaftlicher Faktor – steht im Zentrum der Ausführungen von Lilo Fauser. Bis vor kurzer Zeit waren Männer als Opfer noch ein Tabu. Wussten Sie, dass für 40 Frauen in der Schweiz jährlich der Streit mit dem Partner tödlich endet?

Heinz Marty, Psychologe SBAP in der Forensischen Klinik des Psychiatriezentrums Rheinau, führt uns in seine



Arbeit ein. Nicht selten stehen hinter Gewaltdelikten psychische Krankheiten.

Die Ärztin Barbara Hiss zeigt uns in ihrem Beitrag die spezifischen Lebensaufgaben des hohen Alters. Nicht zuletzt auch, dass in diesem Lebensabschnitt unter Umständen eine Vermehrung der erlittenen und ausgeübten Gewalt entsteht.

Robert Strubel beschäftigt sich mit Machtproblemen bei Jugendlichen.

Die Bildungsreform, der Bologna-Prozess, lässt beinahe niemanden unberührt: Kurt Wechsler steht in einem Interview Red und Antwort zu den wichtigsten Fragen, welche die Fachhochschulen betreffen.

An dieser Stelle möchte ich allen danken, die vor und hinter den Kulissen zu dieser Ausgabe beigetragen haben. Und Ihnen, liebe LeserInnen, wünsche ich viel Spass bei der Lektüre.

Heidi Aeschlimann, Präsidentin SBAP.

Herlinde Koelbl: Spuren der Macht. Die Verwandlung des Menschen durch das Amt. Eine Langzeitstudie. Kneesebeck Verlag 2002.

Dossier Macht

«Selbstzweifel haben die Mächtigen selten»

Der Organisations- und Managementberater Walter K.H. Hoffmann über sein Buch «Macht im Management. Ein Tabu wird protokolliert» (ISBN 3-7281-2875-9, Fr. 55.-), über die Chancen und Schwierigkeiten mit dem Umgang mit Macht unter Topmanagern.

punktum.: Herr Hoffmann, Jean-François Bergier hat ein wunderschönes Vorwort zu Ihrem Buch geschrieben. Weshalb fiel die Wahl auf ihn? Walter K.H. Hoffmann: Im «Cash» habe ich ein interessantes Interview mit Herrn Bergier gelesen. Dort wurde er gefragt, wer in der Schweiz die Macht in der Nazi-Zeit innegehabt habe. Seine Antwort: Wirtschaftsverbände und die Verwaltung. Die Regierung habe eine sonderbare Absenz in der für das Land existenziellen Fragen gezeigt. Und heute? Heute sei das eigentlich genauso. Die Wirtschaft habe die Macht – auch die politische. Ich fand es mutig, dass er sich zum Thema Macht so geäussert hat. Ich habe ihn dann angefragt und bin sehr froh, dass ein Historiker mit so hoher Reputation und grossem Engagement zugesagt hat, das Vorwort zu schreiben. Gefreut hat mich, als mein Buch «Buch der Woche» im «Cash» war, dass da stand: «Besonders lesenswert das Vorwort.»

Jean-François Bergier schreibt, dass er davon ausgehe, dass Ihnen das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Mächten am Herzen liege. Wird Ihr nächstes Buch «Macht in der Politik» oder «Macht in den Medien» heissen?

Da stellen Sie eine gute Frage. Ich habe mir überlegt, was mach ich jetzt, nachdem ich dieses Projekt fertig gestellt habe. Gibt es ein zweites Projekt? Ich bin Berater und habe berufliche Beziehungen zum Finanzbusiness. Diese Welt ist mir vertraut. Politiker kenne ich nur ganz wenige, und ausserdem ist bei denen die Machtfrage sowieso evident. Wenn einer sagt, mit der Macht habe er nichts am Hut, dann ist er nicht ehrlich. Und Medien und Macht – natürlich ist das ein Thema. Aber da könn-

te ich nur gehoben dilettieren. Ich habe mich auf das Segment beschränkt, zu dem ich die besten Zugänge hatte. Aber die Macht der Anwälte und der Berater, das wäre vielleicht noch ein Thema!

Ich gehe davon aus, dass Sie weit mehr Topkaderleute angefragt haben als letztlich die 41, die mitgemacht haben. Können Sie etwas über die Abwesenden sagen?

Ich habe 44 Leute interviewt. Davon haben nur drei «kalte Füsse» bekommen. Sie haben das Transkript erhalten und trotz aller Anonymisierung gesagt: «Da mach ich doch nicht mit.» Und ich habe versucht, noch andere Topshots zu kontaktieren. Die waren aber damals so im Schussfeld der Öffentlichkeit, dass sie mir nur höfliche Absagebriefe geschrieben haben.

«Diese Einsichten erscheinen den wirklich Mächtigen fremd.»

Zurzeit ist im Kunstmuseum Liechtenstein die Ausstellung «Dialog zwischen Mythos und Ornament» zu sehen: Mythen tradieren ein tiefes menschheitsgeschichtliches Wissen, indem sie dieses an Formen binden. Auf diese Weise bleibt es den Menschen erhalten, auch wenn ihnen dies nicht immer bewusst ist. Die Formen können Symbolkraft annehmen. Welche Formen für Macht kommen Ihnen in den Sinn?

Mir fällt der Löwe als Form oder Symbol ein, die Farbe Rot, Gewalt, Drohung, Neid. Das ist die eine Seite. Die andere ist natürlich die positive Seite: Gestaltung, Veränderung, Freude, Lust, Genugtuung, etwas im wahrsten Sinne des Wortes zu entwickeln, was in Ansätzen bereits vorhanden ist. Macht kann aber auch dazu eingesetzt werden, etwas nicht zu behandeln, etwas nicht zu entscheiden, eine Verhinderungsgestaltung. Das empfinde ich als eine Form von extremer Machtausübung: ein Thema nicht zum Thema werden zu lassen. Das

sind die Ambivalenzen, die ich sehe.

Und wenn Sie denen jetzt noch Formen geben müssten?

Ich denke auch an einen Elefanten. Der Elefant beeindruckt durch Grösse, aber andererseits ist er auch sehr sensibel. Die Personen, die ich interviewt habe, nehmen Raum ein, aber sie haben auch Sensoren für ihre Umwelt – zumindest im One-to-one-Gespräch. Unter Kollegen und in der Öffentlichkeit halten sie sich meist bedeckt. Mir fällt auch der Adler ein, der über der Landschaft schwebt und nach Beute Ausschau hält. Das kann eine profitable Firma sein, die er sich einverleiben will. Er hält vielleicht auch Ausschau nach Aas: eine Firma, die darniederliegt, die kann er ja auch noch «fressen», weil er in einer starken Position ist. Der Adler ist für mich ein Symbol für Kraft und dafür, die Übersicht zu haben. Und trotzdem hat der Adler noch Bodenhaftung: Er muss ab und zu seine Beute am Boden aufgreifen, und schlafen kann er auch nicht im Fluge.

Mächtig sein ist – wie glücklich sein – kein konstanter, stabiler Zustand, sondern muss immer aufs Neue erungen werden. Silvio Berlusconi hat Macht in den Medien, in der Wirtschaft und in der Politik. Ist er der Idealfall eines Mächtigen? Switcht er zwischen den Gebieten und wird somit zeit seines Lebens mächtig sein? Berlusconi ist einer der gefährlichsten Menschen, die zurzeit in verantwortungsvoller Position sind. Genau wegen der Kombination aus Medienzar, Politiker, Eigeninteresse, Machtmissbrauch und Missachtung der Justiz. Es ist für mich fast unglaublich, was da passiert. Man kann nur hoffen, dass er abgewählt und durch Prodi abgelöst wird, der zumindest bis jetzt noch keine negativen Machtsymptome erkennen lässt.

Ernesto Bertarelli: ein Mächtiger in der Wirtschaft und eine Symbolfigur im Sport. Nehmen wir an, dass er sich im Sport selbst verwirklicht. Ist dies ein Vorteil, um als Wirtschaftskapitän in die Geschichte einzugehen?

«Selbstzweifel haben die Mächtigen selten»

Er geht zumindest mal einen neuen, originellen Weg. Er hat einen guten Riecher fürs Geschäft. Er weiss, was Sponsoring bedeutet, und hat die Fähigkeit, ein guter Unternehmensführer zu sein, motivierte Spezialisten international zusammenzuziehen und für eine Idee zu begeistern. Es sind ja nur ein paar Schweizer auf diesem Boot, und trotzdem erscheint das Unternehmen Alinghi als schweizerisch. Das ist eine ausserordentliche unternehmerische und marketingmässige Leistung. Da finde ich unternehmerische Macht gut eingesetzt. Das zeigt ja auch, dass die Schweiz an vorderster Front auch im übertragenen Sinn mitsegeln kann. Wenn Topmanager ihre Macht so einsetzen, ist dagegen nichts einzuwenden – im Gegenteil.

In Ihrem Buch steht: «Ich kann nicht Kompetenzen haben ohne Macht. Das geht nicht.» Mich hat erstaunt, dass die Umkehrung fehlt: Ich habe Macht zum Beispiel durch meine Position, aber mir fehlt die Kompetenz in gewissen Belangen.

Es ist so, wie es ist! Die Interviewten hätten es ja sagen können, aber offenbar ist das kein Thema. Aber ich denke, das stimmt eben schon. Macht und Kompetenz gehören zusammen. Das kann Expertise sein, also Fachmacht. Das kann auch Positionsmacht sein. Aber was vielleicht noch wichtig erscheint, ist eine neue Facette von Macht: Menschen, Knotenpunkte in Netzwerken, die aufgearbeitete, Nutzen stiftende Informationen zur Verfügung stellen, entfalten ihre Wirkung unabhängig von bisherigen Machtstrukturen und Hierarchien und entziehen sich dem auch. In der Netzwerkgesellschaft gewinnt die «Macht der Ströme», wie es Manuel Castell in «Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft» formuliert, Vorrang gegenüber den «Strömen der Macht». Wenn das so ist, verlieren die Institutionen, welche die Gesellschaft im Industriezeitalter bestimmen – wie Kirche, Staat, Parteien und auch die Wirtschaft – an Relevanz, sie werden dadurch aber nicht machtlos. Wenn Menschen es schaffen, Informationen

zu gewinnen und sie Nutzen stiftend weiterzugeben, ohne dass sie möglicherweise Geld dafür verlangen, gewinnen sie *auch* an Einfluss.

Ist Selbstkritik gar nicht mehr erlaubt, wenn man an den Hebeln der Macht ist?

Diese Einsichten erscheinen den wirklich Mächtigen fremd. Selbst wenn sie selbstkritisch wären, würden sie es nicht zugeben. Selbstzweifel fachlicher oder führungsmässiger Art haben Mächtige selten. Ihre Umgebung vielleicht eher mehr, aber die sagen das dann kaum! Dazu gehört auch die aus meiner Sicht unterentwickelte, zum Teil auch nicht vorhandene Fähigkeit der Selbstreflexion. Es ist vermutlich auch ein Schutzmechanismus, dass diese Fragen verdrängt werden. Vom System der Machterhaltung her betrachtet, ist es gut, wenn sich das System stabilisiert, indem man die kritischen Fragen nicht stellt. Aber Entwicklung findet so nicht statt.

Die Menschen, mit denen ich gesprochen habe, sind alle auch sensibel. Die Gespräche hatten manchmal fast eine therapeutische, eine Ventilfunktion; denn sie können Selbstzweifel mit ihren Kollegen nicht thematisieren. Das könnte ja als Schwäche ausgelegt werden

Beim obersten Chef geht das auch nicht, denn die Kollegen würden sich ja freuen, wenn einer Schwäche zeigte. Bei der Ehefrau tun es auch nicht viele. Sie ist ja oft nur Backoffice. Sie packt die Hemden ein für die nächste Reise.

Beinahe niemand hat sich explizit darüber geäussert, dass und wie die Macht ihn verändert hat. Wie erklären Sie sich das, und welche Persönlichkeitsveränderungen kommen Ihnen spontan in den Sinn?

Ich fange mal anders an. Ich habe ja die Personen im Buch auch gefragt, wann sie sich zum ersten Mal mächtig gefühlt haben. Ein Beispiel: Als Elfjähriger besitzt jemand als Erster ein Trottinett im Quartier. Alle sind natürlich neidisch. Für zehn Rappen verleiht er sein Trottinett. Er sagt im Interview von sich: «Also ich war der Grösste



Walter K.H. Hoffmann studierte Volkswirtschaft und Politik. Er arbeitete 10 Jahre lang in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit (Dritte Welt) mit Schwerpunkt Asien sowie 19 Jahre in leitender Funktion für eine Schweizer Grossbank im Management-Development, zuletzt als Berater für das Senior Management. Er ist seit 1997 selbstständiger Organisations- und Managementberater und Partner der SamVerto Unternehmensberatung. www.samverto.com.

und hab erst noch Geld verdient.» Dieser Mann wurde CEO einer bekannten Schweizer Firma.

Diese Prägungen, Geld zu verdienen, Einfluss zu haben, Anerkennung zu bekommen, sind Mechanismen, die sich früh andeuten und sich im Laufe der Zeit im Berufsleben durch Vorbilder, an denen sie sich unbewusst oder bewusst orientieren, verstärken. Es gibt auch diese Begierde, noch mehr haben zu wollen. Vielleicht gibt es so etwas wie eine inoffizielle Champions League der Topshots, deren Jahreslöhre so zwischen 1 und 20 Millionen pro Jahr liegt – ein Rating der Anerkennung nach Grösse und Bedeutung des Unternehmens international und dem Einkommen. Doch das ist eine Hypothese.

«Selbstzweifel haben die Mächtigen selten»

Heute sind Moral und Ethik eher wieder gefragt, wenigstens als Window-Dressing, einige meinen es sicher aber auch ernst.

Ist es denn nicht auch so, dass Macht korrumpt?

Wenn Sie sich in den oberen Regionen der Hierarchie bewegen, dann dürfen Sie kein Sensibelchen sein. Wenn jemand 8000 Stellen abbaut, gibt ihm das sicher zu denken. Nach aussen wird er sagen, dass er dieses Opfer bringen musste, um dem Unternehmen das Überleben zu sichern. Über ein Mindestmass an Robustheit muss man verfügen, denn da wird mit harten Bandagen gekämpft. Einer hat gesagt: «Da oben mag man sich das Zahnweh nicht gönnen.» Da dürfen Sie nicht den guten Menschen von Sezuan spielen. Die Grossen fressen die Kleinen, das ist wie in der Tierwelt. Sobald es um Emotionen geht, bleibt oft die Fairness auf der Strecke. Obschon Gefühlsausbrüche manchmal auch erfolgreich einen Wandel in einem Projekt unterstützen können. Gefühle offen zu zeigen, passt nicht zum Bild eines Managers, zumindest nicht zum Selbstbild. Mir persönlich sind Topmanager sympathisch, die Emotionen zeigen.

Aber wirkliche Macht haben nur Menschen, denen andere Menschen auch folgen. Nehmen wir Jassir Arafat. Er ist alt, krank und korrupt. Selbst die Zerstörung der Bausubstanz seines Machtzentrums konnte er geschickt für seine Zwecke nutzen. Was denken Sie zu diesem Phänomen?

Arafat hat zwar nichts mit Wirtschaft zu tun. Er ist ein Mythos, ein Symbol für die Palästinenser und einen Teil der Araber, das ihnen Kraft und Hoffnung gegenüber den Israelis gibt. Er hat damit eine zentrale Funktion, obwohl die äusserlichen Zeichen seiner Macht gleich null sind. Es ist alles zerborstet, er sitzt in einem Trümmerhaufen. Aber gerade das erhebt ihn zu einem Hero. Ich habe nur zwei Monate in Ägypten gearbeitet. Ich kenne daher die arabische Mentalität nicht im Detail. Aber die Palästinenser sind wie die meisten Menschen äusserst sensi-

bel und empfindlich, wenn ihre Würde verletzt wird. Und die Israelis zeigen ihnen täglich, dass sie deren Rechte und Würde nicht respektieren. Und solange die Missachtung dieser Menschen da ist, wird das Problem nicht gelöst werden. Ariel Sharon trägt aus meiner Sicht nicht zur Lösung der Situation bei – im Gegenteil. Er baut eine Mauer, wie wir sie in Berlin hatten. Arafat ist ein Mythos. Symbolträchtig auch seine Kleidung. Die Menschen klammern sich an ihn. Insofern ist er mächtig und wird es auch bleiben, auch wenn er formal nicht mehr an der Macht ist.

Abhängigkeit und Unabhängigkeit in machtvollen Positionen – dazu finden sich wenig Aussagen in Ihrem Buch. Interessanterweise äussert sich eine

«Aber wirkliche Macht haben nur Menschen, denen andere Menschen auch folgen.»

Frau zu diesem Thema: «Dem gehört zwar das Unternehmen, aber ich bin nicht sein Eigentum. ... Ich bin bezahlbar, aber nicht käuflich.» Mir scheint das Bewusstsein von innerer Abhängigkeit respektive Unabhängigkeit von Machtpositionen enorm wichtig für die eigene Lebensqualität zu sein. Wie sehen Sie das?

Ich sehe das genau gleich. Dieses Frau zeigt eine hohe innerliche Unabhängigkeit und Souveränität. Andererseits, sagt sie später, dass sie gerne ganz oben wäre. Für mich passt es, dass eine Frau dies sagt. Männer machen da viel mehr Kompromisse und lassen sich finanziell auch vereinnahmen.

Gibt es die geschlechtsspezifische Differenz im Umgang mit Macht?

Ich muss etwas verallgemeinern. Ich kenne auch Frauen, die sich wie ein Mann verhalten. Aber tendenziell denke ich, dass Frauen viel weniger auf dem Machttrip sind als Männer.

Individuelle Profilierung, Konkurrenzrituale und Abgrenzung sind weniger stark entwickelt als bei den Männern. Die Frauen legen in der Sache mehr Wert auf soziale Prozesse und haben auch leichter emotionalen Zugang zu Mitarbeitern.

Es gibt eine Differenz von Männern und Frauen im Umgang mit Macht. Der männliche Umgang mit Macht ist wahrscheinlich mutiger, waghalsiger, zielorientierter, tempobezogener, vielleicht auch gewaltsamer und mit einem Schuss Nervenkitzel verbunden. Der weibliche Umgang mit Macht ist umsichtiger, weniger risikobehaftet, überlegter, abwägender, nachhaltiger und meist nicht spektakulär. Ich glaube und hoffe, dass sich künftige Topmanager – das werden weiterhin Männer bleiben – mit diesem weiblichen Umgang mit Macht beschäftigen sollten. Sie werden dadurch aus meiner Sicht viel akzeptabler, menschlicher, berührbarer.

In den letzten Jahren gab es spektakuläre Fälle von Machtmissbrauch, die die Schlagzeilen in den Medien beherrschten. Dennoch geht der allergrösste Teil der Topmanager sorgfältig mit der Macht um. Durch Corporate Governance werden sie die nächsten Jahre auch sensibilisiert bleiben. Beim nächsten Börsenhype indes werden vermutlich viele guten Vorsätze wieder vergessen sein, und sie werden wahrscheinlich nichts gelernt haben.

Haben die Erlebnisse im Zusammenhang mit diesem Buch Ihre Arbeitsweise als Berater beeinflusst?

Ich bin sicher bezüglich Machtmechanismen aufmerksamer geworden. Als Berater begegnet man diesen immer. Ich biete einen Workshop über «Macht und Ohnmacht in Organisationen» an. Mein Ziel ist, dieses Thema in Unternehmen besprechbar zu machen.

Ein pensionierter Verwaltungsratspräsident hat mir geschrieben: «Es muss in unserer Welt noch etwas anderes geben als den Triangel Geld, Macht und Begierde». Über diesen Stossseufzer lohnt es sich nachzudenken.

Interview: Heidi Aeschlimann

Dossier Macht

Macht im Management

Walter K.H. Hoffmann (siehe Interview auf Seite 3) schreibt, dass sich das Buch hauptsächlich an Führungskräfte in der Wirtschaft richtet, aber auch «an die, die sich auf den Weg machen wollen ... die auf diesem Weg «gescheitert» und vielleicht gescheitert geworden sind oder ihn gar nicht gehen wollten. Nicht zuletzt ermöglicht das Buch auch Aussenstehenden einen Einblick in die Welt der Mächtigen, die sich ansonsten gerne gegen aussen abschotten.» Ich meine, dass dieses Buch für jeden Menschen lesenswert ist, der sich mit Macht beschäftigt.

Im Buch finden sich 41 Interviews mit aktiven und ehemaligen Führungskräften auf Geschäftsleitungsebene, Mitwirkenden im Hintergrund (Wirtschaftsanwalt, Analyst, Executive Search), direkt unterstellten Führungskräften der Geschäftsleitung, externen Beratern und je einem Hochschulmanager, einem Sozialwissenschaftler/Politiker und einem Zen-Meister.

Das Topmanagement der Banken ist mit 17 Personen vertreten. Weitere 6 kommen aus den Bereichen Informationstechnologie / Telekommunikation, Versicherung, Marketing, Hochschule und Dienstleistungen. In dieser Zielgruppe wurden die Eigenbilder der Befragten wiedergegeben. Unter den 41 Befragten sind 6 Frauen. Als Befragungsmethode wurden halbstandardisierte Interviews gewählt. Alle Interviews wurden auf Tonband aufgenommen und anonymisiert, um einerseits die Privatsphäre der Befragten zu schützen und andererseits offenere Stellungnahmen zu erhalten. Die manifesten Inhalte der Gespräche wurden ausgewertet und werden in Form zahlreicher Zitate wiedergegeben. Die latenten Inhalte, die hinter den Aussagen stehen, wurden mit Hilfe der Sequenzanalyse untersucht. Ein Kapitel ist dieser Methode gewidmet. Es wurden 24 Fragen gestellt. Unweigerlich muss sich auch der geneigte Leser diese Fragen stellen und gerät dadurch in einen inneren Dialog mit den Antworten der Interviewten. Für Spannung und Überraschungen ist gesorgt.

Ich möchte nur einige dieser Fragen zitieren:

- «Wann haben Sie sich zum ersten Mal in Ihrem Leben einflussreich, mächtig gefühlt? Wie war das?»
- «Können Sie eine (aktuelle) Beispielsituation für persönliche Machtausübung nennen?»
- «Gab es Situationen in Ihrem beruflichen Umfeld, wo Sie so etwas wie Angst oder etwas Angstähnliches verspürt haben, und, falls ja, wie sind Sie damit umgegangen?»
- «Wer hat am meisten Einfluss oder Macht über Sie?»
- «Das Gegenteil von Macht ist Ohnmacht. Wann empfanden Sie Ohnmacht? Wie sind Sie damit umgegangen?»
- «Eine meiner Hypothesen lautet, dass obere Führungskräfte viel Energie in die Machtgewinnung und Machterhaltung investieren. Wie sehen Sie das?»

Am Schluss der Gespräche mussten die Interviewten zwei Formulierungen mit eigenen Worten ergänzen:

- «Wenn ich mehr Einfluss und Macht hätte, dann würde ich ...»
- «Wenn ich keinen Einfluss mehr hätte, keine Verantwortung mehr tragen würde, dann würde ich ...»

Obschon die Interviews anonymisiert wurden, finden sich im Buch auch Namen. So wurden von den Interviewten als Beispiele für sinnvollen Machtgebrauch mit Begründung unter anderem genannt:

- Josef Ackermann (!)
- Schweizer Bundesräte: im Allgemeinen vorbildlich, zurückhaltender Umgang mit der Macht, obwohl sie ständig kritisiert werden.

Beispiele für Machtmissbrauch mit Begründung:

- Daniel Vasella
- Christoph Blocher: Aus persönlichen Motiven missbraucht er die politische Macht und pure Bereicherung von Shareholdern, verhält sich als Unternehmer anders, als er als Wirtschaftspolitiker predigt.

Das Buch beginnt mit einem sehr schönen Vorwort des Historikers Jean-François Bergier und schliesst mit einem persönlichen Fazit des Autors, der eben kein Arbeits- und Organisationspsychologe, sondern ein Volkswirtschaftler ist.

Heidi Aeschlimann

Das Buch kann über die Geschäftsstelle SBAP, mit 20 Prozent Rabatt bestellt werden.



Walter K.H. Hoffmann: *Macht im Management. Ein Tabu wird protokolliert.* vdf Hochschulverlag an der ETH Zürich, Zürich 2003.

Dossier Macht

Gewalt im Alltag von Menschen mit geistiger Behinderung

Die Biografie vieler Menschen mit geistiger Behinderung ist geprägt von Gewalt, Missbrauch und Übergriffen. Es gibt sie in allen Lebensbereichen, manchmal sehr direkt, manchmal subtil und kaum wahrnehmbar, aber deshalb nicht weniger destruktiv.

In mancher Kindheit und Jugend ist körperliche Gewalt in Form von Schlägen an der Tagesordnung, sei es auf Grund von Alkoholismus, Überforderung und Hilflosigkeit der Angehörigen oder von rigorosen Erziehungsmethoden. Schulen und Heime sind ebenfalls nicht immer Oasen der Gewaltlosigkeit. Auch professionelle Betreuer können überfordert sein, die Nerven verlieren und gewalttätig werden, wenn sie sich nicht mehr anders zu helfen wissen. Und die behinderten Menschen kennen selber oft kein anderes Mittel als Gewalt, um sich zu behaupten.

Ebenso verheerend wie offene Gewalt, jedoch weniger fassbar und noch schwieriger zu bekämpfen, sind die verbreiteten – meist gar nicht als solche wahrgenommenen – subtilen Übergriffe, die den Alltag geistig behinderter Menschen durchziehen.

Alltägliche Formen der Gewalt

Wenn eine Pflegeperson dem pflegebedürftigen Mann den Löffel in den Mund steckt, bevor er Gelegenheit hat, diesen selber zu öffnen, ist das *Gewalt*, auch wenn der Mann gefüttert werden muss, weil er nicht selber essen kann. Wenn ein Betreuer der behinderten jungen Frau die Hände festhält, damit sie sich nicht selber verletzt, ist das *Gewalt*, auch wenn es zu ihrem Schutz geschieht. Wenn Bezugspersonen bestimmen, wie viel und was jemand essen soll, so ist das ein *Übergriff*, auch wenn er aus gesundheitlichen Gründen erfolgt. Wenn eine Betreuerin – vielleicht aus eigenen Bedürfnissen nach Nähe – sich auf eine besonders enge Beziehung mit einem behinderten Menschen einlässt, dann aber rasch überfordert ist und sich abrupt zurückzieht ist das *emotionaler Missbrauch*. Emotionaler Missbrauch ist es auch, jemanden unter Druck zu setzen mit Aussagen wie: «Es macht mich krank,

wenn du so viel weinst.» Diese Art von Missbrauch ist bei professionellen wie bei familiären Bezugspersonen weit verbreitet, obwohl ihnen das meist gar nicht bewusst ist und sie sich aus ihrer Sicht lediglich bemühen, die behinderten Menschen «zu deren eigenem Besten» dazu zu bringen, sich «richtig» zu verhalten.

Von fremder Hilfe abhängige Menschen mit schweren Behinderungen sind Übergriffen aller Art besonders ausgeliefert. Sich nicht selber waschen und nicht selber zur Toilette gehen können heisst Übergriffe erdulden müssen. Dies sollten Pflegepersonen nicht vergessen und sehr behutsam und respektvoll vorgehen. Manchmal lässt sich ein gewisses Ausmass an

Manipulation ist eine subtile Form von Gewalt.

Gewalt kaum vermeiden oder kann sogar notwendig sein, um Schlimmeres zu verhüten; manche Übergriffe mögen – strukturell oder durch Pflegebedürftigkeit bedingt – unumgänglich sein. Da kommt es entscheidend auf die Nuancen an, *wie* so etwas geschieht. Es ist ein grosser Unterschied, ob unvermeidliche Verrichtungen, welche die Intimsphäre eines Menschen berühren, mit Achtung vor seiner Integrität und mit Rücksicht auf seine persönliche Eigenart ausgeführt werden oder mit mechanischer Routine, die ihn zum Objekt degradiert.

Auch Menschen mit leichter Behinderung bleiben von Übergriffen und struktureller Gewalt nicht verschont. Zum Beispiel können sich die wenigsten aussuchen, ob und mit wem sie so eng zusammenleben möchten. Und in manchen Heimen ist es durchaus üblich, die Zimmer der Bewohner zu betreten, ohne anzuklopfen – auch das sind Übergriffe. Viel zu wenig wird beachtet, dass gewisse therapeutische, pädagogische, pflegerische und orthopädische Massnahmen an sich schon Gewalt beinhalten (man denke nur an die äusserst fragwürdige, aber leider immer noch beliebte Festhalte-

therapie). Und nicht immer wird sorgfältig abgeklärt, ob der Nutzen, den diese Methoden versprechen, ihre Anwendung wirklich rechtfertigt oder ob sie viel schwerer wiegende Schäden anrichten.

Nicht unterschätzt werden darf die verbale Gewalt; die nicht nur in Anschreien, Drohen und Schimpfen besteht, sondern sich unmerklich ins Gespräch schleicht: überreden, nicht zuhören, Einwände übergehen, dem Gespräch eine bestimmte Richtung geben. BetreuerInnen sind manchmal überzeugt, jemanden selber entscheiden zu lassen, und merken gar nicht, wie sie mehr oder weniger subtil versuchen, ihm oder ihr das schmackhaft zu machen, was sie selber für richtig halten. Mit anderen Worten: Sie manipulieren.

Manipulation ist eine subtile Form von Gewalt, gegen die sich geistig behinderte Menschen schlecht behaupten können. Da sie in der Regel langsamer sind im Begreifen als ihr Gegenüber, werden sie permanent überfahren. Selten wird ihnen Zeit gelassen für ihre – manchmal verschlungene Wege nehmenden – eigenen Überlegungen. Viel zu rasch kommen Vorschläge, wie sie es machen sollen. Wie können sich da Eigenständigkeit und die Fähigkeit entwickeln, zu erkennen, was sie wollen und was sie nicht wollen?

Die manchmal schwer erträgliche Distanzlosigkeit mancher Menschen mit geistiger Behinderung ist meist weniger auf ihre Behinderung zurückzuführen als darauf, dass sie nie erfahren konnten, eine Intimsphäre zu haben, die von anderen respektiert wird. Wie kann so Sensibilität für Distanz und Nähe entstehen? Zudem wachsen manche in einem Umfeld auf, in dem sexuelle Gewalt zum Alltag gehört. Das hat tief greifende Auswirkungen auf ihre Persönlichkeit, selbst wenn sich diese Gewalt «nur» zwischen den Eltern oder anderen Bezugspersonen abspielt und sie selber davon verschont bleiben – was durchaus nicht immer der Fall ist.

Sexueller Missbrauch

Dass Menschen mit geistiger Behinderung besonders häufig sexuellem

Gewalt im Alltag von Menschen mit geistiger Behinderung

Missbrauch ausgesetzt sind, ist bekannt. Die alltägliche Erfahrung von Gewalt, Missbrauch und Übergriffen ebnet den Weg, weil sie die Menschen, die ihnen ausgeliefert sind, zu gefügigen Opfern heranbildet. Und sie schafft neue Täter, indem sie zum Handlungsmuster wird für diejenigen, die sie erdulden müssen.

Und da wundern wir uns, dass Menschen mit geistiger Behinderung oft selber zu Gewalttätigkeit – gegen sich selbst oder andere – neigen? Die Ursache wird selten in den erwähnten Missständen gesehen, sondern bei dem betreffenden Menschen, dem dann rasch das Etikett «aggressiv» oder «gewalttätig» anhaftet.

Es ist unerlässlich, dass Bezugspersonen in ihrem Umgang mit geistig behinderten Menschen auch feinste Spuren von Gewalt bewusst wahrnehmen und sich immer wieder fragen, ob ein Übergriff wirklich unvermeidbar sei oder ob es noch einen anderen Weg gebe. Sie müssen sich stets vor Augen halten, dass Gewalt auch dann Gewalt bleibt, wenn sie in bester Absicht und zum Wohl des anderen Menschen geschieht, und dass ein Übergriff auch dann ein Übergriff ist, wenn er aus guten Gründen sein muss. Nur so lässt sich beides auf ein absolutes Minimum reduzieren. Missbrauch und Manipulation müssen auch in ihren subtilsten Formen erkannt und vermieden werden. Wenn Menschen gewohnt sind, in alltäglichen Dingen andere über sie verfügen und für sie entscheiden zu lassen, werden sie auch im Bereich der Sexualität kaum merken, was sie wollen und was nicht.

Eigenständigkeit entwickeln und Nein sagen lernen

Menschen mit geistiger Behinderung haben meist schlecht gelernt, Nein zu sagen, denn die Bezugspersonen glauben besser zu wissen, was für sie gut ist. Eben da diese behindert sind, glauben die Bezugspersonen besser zu wissen, was für sie gut ist. Ihr Nein wird als Verweigerung missbilligt und mit Hilfe von gutem Zureden, Überzeugungskraft, Überlistung oder notfalls auch mit Gewalt in ein Ja umzu-



formen versucht. Das mag in manchen Situationen nötig oder unumgänglich sein. Doch mindestens ebenso oft wäre es viel wichtiger, selber zu entscheiden und Nein zu sagen, als zu tun, was andere wollen. Wie sollen Menschen mit geistiger Behinderung in einer kritischen Situation in der Lage sein, Nein zu sagen, wenn sie es nie gelernt haben? Wie sollen sie, die gewohnt sind, immer nur zu tun, was von ihnen verlangt wird, sich plötzlich anders verhalten, wenn sie mit sexuellen Ansprüchen bedrängt werden?

Frühes und wiederholtes Erleben von Gewalt in all ihren Schattierungen ist mit eine Ursache, dass Menschen mit geistiger Behinderung überdurchschnittlich häufig an psychischen Störungen leiden. Besser als bisher sollte ihnen, genau wie anderen auch, psychotherapeutische Hilfe zugänglich sein. Zwar gibt es da inzwischen ermutigende Ansätze, doch immer noch interessieren sich viel zu wenige PsychotherapeutInnen für dieses anspruchsvolle und lohnende Arbeitsfeld.

Im Alltag kann nicht mit derselben Behutsamkeit und Geduld auf das Erleben geistig behinderter Menschen eingegangen werden wie in einer Therapiestunde. Und sichere Rezepte, um sie vor Gewalt, Verführung und Missbrauch zu schützen, gibt es nicht. Doch kann im Alltag viel getan werden, um ihre Widerstandskraft zu stärken. Was für die Entwicklung und

Festigung der Persönlichkeit allgemein wichtig ist – Eigenständigkeit zu entwickeln, Nein sagen zu lernen, eigene Erfahrungen zu machen, seine Gefühle, Empfindungen, Sehnsüchte, Wünsche und Abneigungen wahrnehmen und zulassen zu können –, ist auch eine gute Voraussetzung, um sich gegen sexuelle Zumutungen und Übergriffe aller Art wehren zu können. Dies zu ermöglichen, zu fördern und zu unterstützen, ist eine zentrale Aufgabe für alle, die mit geistig behinderten Menschen zu tun haben.

Marlies Pörtner

Hinweis: «Brücken bauen» von Marlies Pörtner – Buchtipps auf Seite 26.

Literatur

Glasenapp, J., Kirsten, N.: Gewalt im Leben von Menschen mit geistiger Behinderung – ein Überblick. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis. 1/2002 (33–42).

Irblich, D.: Gewalt und geistige Behinderung. In: Geistige Behinderung, 2/1999 (132–145).



Pörtner, M.: Brücken bauen. Menschen mit geistiger Behinderung verstehen und begleiten. Klett-Cotta, Stuttgart 2003 (156–176).

Seidel, M., Hennicke, K. (Hrsg.): Gewalt im Leben von Menschen mit geistiger Behinderung. Reutlingen, Diakonie-Verlag (3–8).



Dossier Macht

Gewalt in Beziehungen

Das Thema der häuslichen Gewalt wird mittlerweile auf breiter Ebene diskutiert, und es fällt auf, wie kontrovers darüber geschrieben und berichtet wird, vor allem seit eine Änderung im Strafrecht ansteht, wonach die in häuslicher Gemeinschaft begangenen Gewaltdelikte nicht mehr auf Antrag, sondern von Amtes wegen zu verfolgen sind.

Gewalt liegt vor, wenn bei ungleichen Machtverhältnissen die stärkere Person ihre Position ausspielt, um die eigenen Ansprüche durchzusetzen, und damit der unterlegenen Person Schaden zufügt. Im Gegensatz dazu ist Streit eine Auseinandersetzung zwischen ebenbürtigen Personen.

Mitte der neunziger Jahre, als frauenbewegte Einrichtungen mit staatlichen Institutionen zu kooperieren begannen, zeigte sich, dass es sinnvoll war, auf die polarisierenden Begriffe wie «Männergewalt» und «Gewalt gegen Frauen» zu verzichten zu Gunsten des sehr viel pragmatischeren und konsensfähigeren Begriffs der häuslichen Gewalt, der heute allgemeine Akzeptanz geniesst.

Häusliche Gewalt ist eine Kombination unterschiedlicher Gewaltformen, die im privaten Raum stattfinden. Sie liegt vor, wenn eine Person innerhalb einer bestehenden oder aufgelösten familiären, ehelichen oder partnerschaftlichen Beziehung körperliche, sexuelle oder schwere psychische Gewalt ausübt.

Im Zentrum häuslicher Gewalt steht meist ein Paarkonflikt. Dieser Konflikt wird nicht mehr auf einer gleichwertigen Ebene, sondern zur Selbstbestätigung des einen und zur Herabwürdigung des andern ausgetragen. Die Gewalt beschränkt sich dabei nicht auf die «ausgerutschte Hand». Sie umfasst ein breites Spektrum körperlicher, sexueller und ergänzender psychischer Gewalt.

Körperliche Gewalt reicht von wiederholten Tätlichkeiten bis hin zur Tötung. Solche Gewalttaten bewirken Schmerzen und Schockzustände, sichtbare Verletzungen oder gar schwere Beeinträchtigungen mit bleibenden Schäden.

Sexuelle Gewalt umfasst alle erzwungenen sexuellen Handlungen. Sie ist immer ein Akt der Aggression und wird deshalb ausgewählt, weil das Erlebnis von Macht und Demütigung hier am nachhaltigsten ist. Sexuelle Gewalt stellt nicht nur eine krasse Verletzung des Selbstbestimmungsrechts dar, sie ist immer auch eine Verletzung der körperlichen Unversehrtheit – die Übergänge zur körperlichen Gewalt sind deshalb fließend.

Psychische Gewalt dient dazu, ein ständiges Klima der Angst aufrechtzuerhalten. Die Formen der psychischen Gewalt sind vielfältig: schwere Drohung, Nötigung, Freiheitsberaubung, Stalking (systematisches Belästigen und Verfolgen), aber auch konsequent missachten, andauernd beschimpfen, verleumden, bevorzugen, isolieren.

Sie zieht sich durch alle Schichten der Bevölkerung und hinterlässt ihre Spuren auch in der nächsten Generation.

Ökonomische Gewalt umfasst das Vorenthalten des Haushaltsgeldes, ein Arbeitsverbot, die Beschlagnahme des Verdienstes.

In der Dynamik der Gewaltbeziehung wird Angst zu einem gewichtigen Instrument der Unterdrückung. Meist werden verschiedene Formen von Gewalt nebeneinander ausgeübt. Die Absicht ist, den Partner einzuschüchtern und zu beherrschen, ihn in seiner Entscheidungsfreiheit einzuschränken, seine sozialen und finanziellen Ressourcen zu beschneiden und ihn für die eigenen Bedürfnisse gefügig zu machen. Die Folgen dieses andauernden Drucks (Angst, Unsicherheit, Verzweiflung, Lähmung) können so ausgeprägt sein, dass Hilfe von aussen oft kaum angenommen werden kann. Unter dem Begriff «Stalking» wird das

beharrliche Verfolgen einer Person verstanden, entweder durch schriftliche, telefonische oder persönliche Drohungen. Stalking wird ausgeübt mit dem Ziel, den Partner zu zermürben und – nach Trennungen – zur Rückkehr in die Beziehung zu bringen. Das Stalking ist weit verbreitet und kann über Jahre hinweg andauern und den Bewegungsspielraum eines Partners extrem einschränken.

Häusliche Gewalt findet im Rahmen von emotionaler Nähe und sozialer Abhängigkeit statt. Die beteiligten Personen sind räumlich und wirtschaftlich meist eng miteinander verflochten.

Das Phänomen der häuslichen Gewalt zieht sich nicht nur in den meisten Fällen über Jahre hin, sondern hat die Tendenz, immer schwerwiegendere Formen anzunehmen. Sie zieht sich durch alle Schichten der Bevölkerung und hinterlässt ihre Spuren auch in der nächsten Generation.

In ihrem Kontext erleben Kinder und Jugendliche die Misshandlungssituation mit. Kinder sind in vielfältiger Weise der gewalttätigen Atmosphäre in der Familie ausgesetzt und werden oft über das Miterleben hinaus selbst Opfer von direkten körperlichen und seelischen Misshandlungen. Bereits das Beobachten physischer und/oder seelischer Gewalt im eigenen sozialen Nahraum hat seelische und psychosoziale Auswirkungen auf Kinder und Jugendliche.

Gemäss der Nationalfondsstudie von 1997 zu «Gewalt gegen Frauen in Paarbeziehungen» erfährt jede fünfte Schweizerin zwischen 20 und 60 Jahren in der Schweiz körperliche und sexuelle Gewalt durch ihren Partner. Die Hälfte der Schweizer Frauen erfahren psychische Gewalt, und für 40 Frauen pro Jahr endet der Streit mit dem Partner tödlich.

Häusliche Gewalt wird in der Schweiz oft unterschätzt – sie wird viel öfter ausgeübt, als man gemeinhin annimmt, und zwar in sämtlichen Schichten der Gesellschaft. Eine Studie von Professor Alberto Godenzi von der Universität Fribourg zeigt die enormen volkswirtschaftlichen Schäden im Jahre 1997 auf:

Gewalt in Beziehungen

- 186 800 000 Franken für Justiz und Polizei
 - 133 500 000 Franken für Gesundheitskosten
 - 71 900 000 Franken für Sozialhilfe
 - 8 900 000 für Frauenhäuser und Beratungsstellen
 - 8 500 000 Franken für die Opferhilfe
 - 150 000 Franken für Untersuchungen über häusliche Gewalt.
- Dadurch ergaben sich jährlich Gesamtkosten von 409 750 000 Franken, wobei die Folgekosten, verursacht durch Arbeitslosigkeit oder sogar Invalidität, nicht mit eingerechnet sind.

Häusliche Gewalt ist also ein volkswirtschaftlicher Faktor. Entsprechend ändert sich das Bewusstsein sowohl beim Gesetzgeber als auch in der Gesellschaft.

Gewalt gegen Frauen ist ein Problem mit gesellschaftlicher Relevanz. Die Notwendigkeit gezielter, spezialisierter Hilfe ist erwiesen.

Dies war bis vor kurzem nicht so:

- Bis 1926 hatten Männer das Recht, ihre Ehefrauen zu züchtigen,
- 1971 erhielten die Frauen die vollen Bürgerrechte,
- 1981 wurde die Gleichberechtigung von Mann und Frau in der Verfassung verankert,
- 1988 wurde das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung der Geschlechter eingerichtet,
- 1996 trat das Gleichstellungsgesetz in Kraft,
- erst vor wenigen Jahren wurde Gewalt gegen Frauen international als Menschenrechtsverletzung anerkannt
- erst seit wenigen Jahren wird Vergewaltigung in der Ehe mit der Vergewaltigung durch andere gleichgestellt.

Die Fokussierung der Frauen auf die Opferrolle begann sich Anfang der achtziger Jahre zu verändern, als der sexuelle Missbrauch in Kindheit und Jugend von Frauen an die Öffentlichkeit gebracht wurde. Sehr bald nämlich traten auch Knaben als Opfer sexualisierter Gewalt an die Öffentlichkeit.

Männer, zu deren Biografie das Erleben von sexualisierter Gewalt in der

Kindheit zählte, stellten eine Herausforderung an die Diskussion über Gewalt im Geschlechterverhältnis dar. Über die Auseinandersetzung mit Gewalt gegen Kinder wurden Frauen als Täterinnen in die Gewaltdiskussion eingeführt – wo sie bislang nur als Opfer präsent waren. Dieser Perspektivenwechsel eröffnet Möglichkeiten, Männer – und nicht nur Knaben – als Gewaltopfer wahrzunehmen. Allmählich wird nun auch Gewalterfahrung von Männern zum Thema und somit zum Gegenstand von Untersuchungen.

Ein gewalttätiges Umfeld in der Kindheit könnte eine Erklärung sein.

Der Blickwinkel beginnt sich zu erweitern. Was es für einen Mann bedeutet, Opfer zu sein, Opfer eines Mannes oder Opfer einer Frau, was er in einer solchen Situation benötigt, dies bleibt vorläufig noch meist im Dunkeln und erfährt wenig Aufmerksamkeit.

Eine mögliche Erklärung dafür könnte sein, dass das Thema «Männer als Opfer» bis jetzt ein Tabu war. Die Opferrolle von Männern wird gesellschaftlich noch immer weitgehend verleugnet und nicht wahrgenommen.

Gewalterlebnisse von Männern verschwinden hinter Begriffen wie «Strassengewalt», «Gewalt in der Schule», «Gewalt im öffentlichen Raum», «Schlägereien» usw. Für das Gewalterleben von Männern beginnen sich erst langsam Räume zu öffnen, in denen diese Erlebnisse Anerkennung und Mitgefühl erfahren. Da aber meist weiterhin Männlichkeit kultiviert wird, haben es Männer sehr schwer, Angst und Leid auszudrücken. Hier leisten die Institutionen von Männer gegen Männergewalt und die Männerbüros Pionierarbeit.

In Fachkreisen existieren erste Ansätze, in denen es darum geht, Forschungs- und Praxiserfahrungen mit weiblichen und männlichen Opfern zu diskutieren.

Wenn Männer sich stärker gegen Männergewalt zu engagieren beginnen und Frauen sich vermehrt selbstkritisch mit ihren dunklen Seiten befassen, könnte sich eine interessante Auseinandersetzung entwickeln.

Erkenntnisse zur Täterpersönlichkeit liegen, belegt durch kriminalpolizeiliche Statistiken, vorläufig nur bei männlichen Tätern vor. Frauen als Täterinnen häuslicher Gewalt werden erst langsam statistisch erfasst, wahrscheinlich, weil sie bis jetzt eine so genannt vernachlässigende Grösse darstellten und als Täterinnen erst jetzt, im Zuge der Männerbewegung, mehr Aufmerksamkeit erfahren.

Laut schweizerischer kriminalpolizeilicher Statistik wird häusliche Gewalt zu über 90 Prozent von Männern ausgeübt. Warum?

Ein gewalttätiges Umfeld in der Kindheit könnte eine Erklärung sein. Wissenschaftlich ist man sich darüber einig, dass ein rigides, auf so genannt männliche Eigenschaften ausgerichtetes Rollenbild des Mannes eine Voraussetzung für Gewalttätigkeit bildet. Es zeigt sich, dass das Selbstwertgefühl gewalttätiger Männer häufig kleiner und unsicherer ist als das von Vergleichsgruppen. Eine Abweichung vom «Idealbild» wird von einem verunsicherten Mann kaum ertragen. Ein Ausweg, «das Gesicht oder die Männlichkeit zu wahren», ist das Zuschlagen. Gefühle von Ohnmacht, Verletzung, Enttäuschung und Hilflosigkeit können kaum wahrgenommen und demzufolge auch nicht reflektiert werden. Warum bleiben Betroffene in einer Gewaltbeziehung?

Weit weniger häufig wird gefragt, warum denn die Tatperson ihr Verhalten nicht ändert. Hinter der Frage, warum sich jemand die Misshandlung so lange gefallen liess, steht oft unausgesprochen das Vorurteil, es könne ja gar nicht so schlimm gewesen sein.

Viele Gewaltbetroffene lieben ihre Partner noch und möchten, dass diese aufhören, gewalttätig zu sein.

Gewalt in Beziehungen

Trennung ist ein schwieriger Prozess. Der Entscheid, eine Beziehung aufzugeben, braucht Zeit. Er fällt umso schwerer, als mit dem Eingehen einer nahen Beziehung einst Wünsche und Träume verbunden waren, die nun aufgegeben werden müssen. Daher sind die Erwartung und die Hoffnung, es könnte sich etwas ändern, sicher mitbestimmend für das Bleiben in solchen Beziehungen.

Gewaltbetroffene versuchen bis zuletzt, alles Mögliche zu tun, um den Kreislauf der Gewalt aufzuhalten. Der Schritt zur Trennung gelingt erst, wenn jede Hoffnung auf Veränderung verloren gegangen ist.

Anhaltende Misshandlungen hinterlassen Narben – die traumatisierenden Folgen oft langjähriger Gewalt bewirken eine schwere Erschütterung des Selbstvertrauens und des Vertrauens in andere. Somit ängstigt die ungewisse Zukunft mehr als die Gegenwart.

Zudem drohen die von Trennung betroffenen Männer oft damit, ihre Frauen umzubringen – und Untersuchungen belegen auch, dass die schwersten Gewalttaten tatsächlich nach einer Trennung oder Scheidung verübt werden. Somit bedeutet Trennung häufig nicht das Ende der Gewalt, sondern im Gegenteil eine Zunahme oder gar Eskalation derselben. Nicht selten werden Gewaltbetroffene auch von der eigenen Familie unter Druck gesetzt. Es wird ihnen gesagt, dass man eine Ehe doch nicht «einfach so» aufgibt.

Kommt hinzu, dass es peinlich ist, über das, was einem angetan wird, überhaupt zu sprechen. Aus Scham und Schuldgefühlen heraus wird geschwiegen. Dadurch geraten die Opfer in zunehmende Isolation, und dies hat zur Folge, dass sie über kein soziales Netz verfügen, sich keine Unterstützung und Hilfe holen können und über ihre Rechte und Möglichkeiten nicht informiert sind.

Bei manchen Frauen schliesslich erschwert auch die wirtschaftliche Abhängigkeit die Trennung. Eine Scheidung kann zu einem wesentlichen Armutsfaktor werden. Frauen, die in der Beziehung die traditionelle Haus-

frauenrolle übernommen haben, für ältere oder schlecht qualifizierte Frauen, für Ausländerinnen oder Frauen mit kleinen Kindern ist es schwer oder gar unmöglich, eine Stelle zu finden. Die Scheidung liefert die Betroffenen oft der Sozialhilfe aus.

Für Frauen und Männer gilt: Fehlen der oder ungenügende Unterstützung und die Angst vor einer ungewissen Zukunft sind häufig Gründe, um beim misshandelnden Partner zu bleiben. Sie wissen nicht, wohin sie sich wenden sollen und wie sie ihr Leben neu organisieren können. Die erlittene Gewalt wird in ihrem Umfeld nicht ernst genommen, sondern verdrängt und verheimlicht. In einer solchen Lage braucht eine Trennung sehr viel Mut und Risikobereitschaft, sie ist ein persönlicher Aufbruch ins Ungewisse. Viele Betroffene sind deshalb auf Hilfe angewiesen, um sich aus einer Misshandlungsbeziehung befreien zu können.

Stufenweiser Prozess

Das Erkennen von häuslicher Gewalt ist ein Prozess mit vielen Stufen. Häufig werden in Nebensätzen Andeutungen über Gewalt gemacht, deren Bedeutung sich erst nach einiger Zeit (Vertrauensverhältnis) und bei genauem Hinhören erschliesst.

Für Opfer von Gewalt ist das Vertrauen in sich selbst und andere erschüttert. Bei vielen besteht das Gefühl der Entfremdung, sie fühlen sich von niemandem verstanden, der nicht gleiche Erfahrungen gemacht hat. Dies bedeutet, dass der Aufbau einer guten, tragfähigen therapeutischen Beziehung auch Zeit in Anspruch nimmt.

Durch therapeutische Gespräche und stellvertretendes Handeln zu Anfang des Prozesses gelingt es oft, den Betroffenen aus der Isolation und Scham herauszuhelfen, ihre Ich-Funktionen zu entwickeln, sodass sich manche sehr schwierige Situation entschärft und sich Prozesse zum Aufbau eines oft fast völlig zerstörten Selbstwertgefühls in Gang setzen lassen.

Lilo Fauser

Angaben und Hinweise

Studie:

- Schweizerische Nationalfonds-Studie 1997 über häusliche Gewalt, zu beziehen im Eidgenössischen Gleichstellungsbüro Bern (www.equality.ch). Eine neue Nationalfonds-Studie zum Thema wird Ende 2003 / Anfang 2004 erscheinen.

Institutionen:

- Gleichstellungsbüro des Kt. Luzern
- Gleichstellungsbüro des Kt. St. Gallen. Motto: Gewalt-los
- Gleichstellungsbüro Kt. BS/BL. Motto: Halt – Gewalt
- Kant. Opferhilfeberatungsstellen
- Eidg. Gleichstellungsbüro, Bern
- Eidg. Justiz- und Polizeidepartement, Bern (www.ofj.admin.ch)
- Polizeidepartement des Kt. Aargau, Abteilung Häusliche Gewalt

Zeitschriften:

- Die Praxis des Familienrechts 4/2001
- Die Praxis des Familienrechts 8/2003

Literatur:

- Barbara Kavemann*, Universität Osnabrück (www.wibig.uni-osnabrueck.de):
- Entwicklung der Diskussion über Gewalt im Geschlechterverhältnis, 2001.
- Gewalt gegen Männer – ein vernachlässigtes Problem? 2002.
- Alberto Godenzi*, Universität Fribourg: Gewalt im sozialen Nahraum.
- Joachim Lempert/Burkard Oelemann*: Täterberatung ist Opferschutz (www.gewaltberatung.org).

Männerbüros- und Männerberatungsstellen:

- www.maenner.ch
- www.mannebuero.ch
- www.maennersache.ch
- www.maennergewalt.ch
- www.maennerberatung.de
- www.mannfrau.ch
- Fachstelle Männerarbeit der ref. Landeskirche
- Interventionsprojekt gegen Männergewalt ZIP des Kantons ZH

Dossier Macht

Gewalt an alten Menschen in der Familie

Gewalt ist ein allgegenwärtiges Phänomen in unserer Gesellschaft. Kein Alter, keine soziale Schicht, keine kulturelle Gruppe ist davon ausgenommen. Obwohl der Umgang mit Gewalt noch immer mit Tabus belegt ist, dringen wie Spitzen von Eisbergen immer wieder Exzesse von Gewalt an die Öffentlichkeit.

Unter Gewalt verstehen wir ein Element in der Interaktion, durch das bewusst oder unbewusst in Kauf genommen wird, dass die Integrität des Betroffenen in irgendeiner Form verletzt wird. Dies geschieht offen oder verdeckt, brachial oder subtil, mit physischen, psychischen oder strukturellen Mitteln. Bei Gewalt handelt es sich um einen potenziell schädigenden Wirkfaktor in der Interaktion. Gewalt ist nie wertneutral, kann aber als Ausdruck tiefer Hilflosigkeit verstanden werden oder als verzweifelte Form der Kommunikation, da, wo andere Mittel bereits versagt haben.

Da sich Gewalt in der Regel durch sich gegenseitig aufschaukelnde Teilprozesse spiralförmig entwickelt, ist an jeder Stelle eine Unterbrechung der Gewaltspirale möglich und können alternative Reaktionsmodalitäten von prosozialem Charakter die fortschreitende Entwicklung zur Gewalt verhindern.

Ursächlich kann jeder beliebige Stimulus eine Gewaltekaskade auslösen, dadurch dass er auf ein Individuum trifft, das sich auf Grund seiner Prädisposition, durch eine ihm eigene Lern- und Erfahrungsgeschichte und durch seine spezifischen Lebensumstände bereits in einem definierten Spannungszustand befindet. Der Stimulus löst Emotionen aus und wird mit vegetativen Symptomen der Erregung beantwortet. Die Spannung wächst an und erzeugt Impulse, die einer eigenen Kontrollinstanz unterzogen werden und modifiziert werden können. Je nach Modulierung entstehen prosoziale Verhaltensweisen oder Gewalt. Vertraute, bereits eingeübte Konfliktlösungsstrategien beeinflussen massgeblich, wie das Individuum auf den ursprünglichen Stimulus reagiert.

Das höhere Lebensalter zeichnet sich im Umgang mit Gewalt nicht durch grundsätzlich anders geartete Faktoren aus: Wie in jedem Alter spielt die individuelle Lerngeschichte eine wesentliche Rolle. Erlernte Umgangsformen, Interaktionsmuster und Konfliktlösungsstrategien werden immer wieder und seit vielen Jahrzehnten mit mehr oder weniger erfolgreichem Resultat angewendet. Paare, die von jeher Konflikte nur durch Gewalt zu lösen vermochten, werden auch im hohen Alter keine anderen Ressourcen dafür zur Verfügung haben. Gerade in dem Lebensalter, wo das Erlernen neuer Inhalte oder Bewältigungsmuster durch eine generelle Verlangsamung aller kognitiven Prozesse erschwert wird, fehlt wohl auch der besondere Impuls, sich mit bisher ungewohnten Verhaltensmustern auseinander zu setzen und nach neuen Lösungen zu suchen.

Dennoch sind die Umstände des hohen Lebensalter besonders zu würdigen, weil aus den Besonderheiten dieses Lebensabschnittes unter Umständen eine Vermehrung der erlittenen und ausgeübten Gewalt entsteht. Das hohe Alter zeichnet sich aus durch spezifische Entwicklungsaufgaben, deren Ausmass häufig unterschätzt wird und deren Bewältigung nur durch wenig oder gar kein Sozialprestige entschädigt wird. Kernthemen der letzten Lebensphase wie die Auseinandersetzung mit der Begrenztheit der Gesundheit, der Endlichkeit des Lebens, mit Verlust und Tod werden tabuisiert. Das hohe Alter an sich geniesst in unserer auf Fitness und Jugendlichkeit ausgerichteten Gesellschaft wenig Wertschätzung.

Persönlichkeitsfaktoren und eigene Überzeugungen über das Alter und Wertvorstellungen darüber, was einem alten Menschen wohl oder wenig ansteht, beeinflussen die Selbsteinschätzung und begrenzen den Handlungsspielraum gelegentlich erheblich. Die belastende Auseinandersetzung mit Verlust und Tod, dem der anderen, oft auch nahe stehender Menschen und schliesslich mit dem bevorstehenden eigenen sind keine leichte Herausforderung, für die es



aber in der Regel wenig Unterstützung und zumindest vermeintlich wenig Verständnis gibt. Solche Entwicklungsaufgaben und Anpassungsleistungen werden in einer Lebensspanne gefordert, in der die kognitiven Fähigkeiten sich verändern. Auffassung und Merkfähigkeit werden erschwert durch eine generelle Verlangsamung der kognitiven Prozesse und eine Verzögerung der Reaktionsbereitschaft.

Einschränkungen der Mobilität und die sensorischen Defizite der Sinnesorgane erschweren die Bewältigung des Alltags zunehmend. Hilfsmittel, Hilfe und Unterstützung sind häufig nicht in adäquater Form erreichbar oder werden aus persönlichen Gründen nicht eingefordert oder akzeptiert.

Daneben spielen vermehrt Krankheitsfaktoren eine wesentliche Rolle: Im Alter verlaufen manche Krankheiten chronisch und führen zu Einschränkungen aller Art. Altersbedingte Leiden, degenerative Prozesse und terminale Krankheiten führen zu der für das höhere Alter typischen Multimorbidität. Für den alten Menschen besonders belastend wirkt sich eine zunehmende Pflege- und Betreuungsbedürftigkeit aus, die als zunehmende Abhängigkeit von anderen aufgefasst wird und oft der selbstständigen Lebensführung Grenzen setzt. Der Verbleib in der eigenen Wohnung ist bedroht. Hilfe und

Gewalt an alten Menschen in der Familie

Barbara Mary Hiss, geboren in Basel. Studium der Erdwissenschaften an der Universität Basel mit Diplomabschluss und Erlangung des Dokortitels der philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät. Studium der Medizin, Staatsexamen und Promotion zur Doktorin der Medizin. Arbeit als Assistenzärztin und stellvertretende Oberärztin in der Region Bern und Basel. Fachärztin FMH für Psychiatrie und Psychotherapie, Oberärztin an der Psychiatrischen Universitätsklinik Basel. Ausbildung in systemischer und Familientherapie und kognitiver Verhaltenstherapie. Postgraduierten-Ausbildung in Alterspsychotherapie (Radebold), Alterspsychiatrie und Alterspsychotherapie (SGAP), interdisziplinärer universitärer Studiengang Gerontologie (INAG Sion).

Unterstützung oder gar eine institutionelle Wohnform muss häufig – aufgezwungen durch die Umstände, durch andere oder zumindest unfreiwillig – angenommen werden, was eine weitere Begrenzung der Selbstbestimmung mit sich bringt und einen gravierenden Einschnitt im Leben des Betroffenen bedeutet.

Von dem Zeitpunkt an, wo das individuelle Alter zunehmende Einschränkungen mit sich bringt, fühlt sich der Einzelne ständig einer erhöhten Belastung und Grundspannung ausgesetzt, auf welche dann die erwähnten zusätzlichen Reize oder Stimuli wirken, die erhöhte Belastungen und vermehrten Stress bedeuten können.

Die Pflegesituation im Besonderen zeichnet sich aus durch die Gefahr vermehrter Gewaltanwendung. Es sind häufig für alle Betroffenen extrem belastende Umstände, die an die Grenzen führen. Angehörige leisten die Pflege oft ohne professionelle Kenntnisse und Fertigkeiten und nur mangelhaft informiert über Wesen und Verlauf der Krankheit. Sie arbeiten ohne geeignete Unterstützung, häufig zusätzlich belastet durch eigene Krankheiten mit ihren Einschrän-

kungen, durch besondere Schamgefühle und durch die als Folge der Krankheitsentwicklung entstandene soziale Isolation. Sie erbringen die notwendige Pflege und Aufsicht pausenlos durch Tag und Nacht und erhalten kaum die adäquate Wertschätzung: weder durch den Betroffenen selbst noch durch andere Angehörige, noch durch die Gesellschaft. Auch Vernachlässigung, der Entzug notwendiger Aufsicht und Pflege oder das Vorenthalten von Nahrung, Kleidung, Medikamenten oder Geld oder allfällige Drohungen stellen eine Form von Gewalt dar. Spielen dabei noch demenzielle Prozesse und damit die durch die Krankheit bedingten Veränderungen der Persönlichkeit, dadurch notwendige Rollenverschiebungen und fortschreitende kognitive Einbussen eine Rolle, so tritt Gewalt häufig auf. Sie entsteht dann in der Regel durch Überforderung, durch Verzweiflung und Unverständnis für die Veränderungen, welche die Krankheit dem dementen Menschen auferlegt.

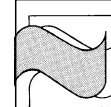
Aber nicht nur Pflegende reagieren in der Überforderungssituation vermehrt gewaltbereit, die betroffenen dementen Familienmitglieder neigen bei erschwerter Impulskontrolle und eingeschränkter Urteilsfähigkeit ebenfalls zu vermehrter Gewaltanwendung. Sie erzwingen sich die Befriedigung von Bedürfnissen, die impulsartig aufsteigen und keiner adäquaten Kontrolle mehr unterstellt sind. Auch Ängste können Gewalt auslösen, wenn sie Handlungsabläufe der dementen Mitbewohner steuern, deren innere Logik von den betreuenden Angehörigen nicht verstanden werden kann und infolgedessen der spontane Ablauf verhindert werden soll.

In familiären Konstellationen, wo Demenz oder eine andere die Selbstständigkeit begrenzende und zu zunehmender Abhängigkeit führende Krankheit eine Rolle spielt, werden Opfer leicht zu Tätern – und Täter auch zu Opfern.

Barbara Mary Hiss

Literatur

- Bandura, A.*: Aggression. A social learning analysis. Prentice-Hall, Englewood Cliffs, N.J. 1973.
- Felson, R. B.*: An interactionist approach to aggression. Academic Press, 181–200, New York 1981.
- Galtung, J.*: Strukturelle Gewalt. Rowohlt, Reinbek 1975.
- Gelles, R., Straus, M. A.*: Determinants of violence in the family. In: Burr, W. et al. (eds.): Contemporary theories about the family, 549–581. Free Press, New York 1979.
- Schneider, H.-D.*: Gewalt gegen alte Menschen als Prozess. In: Brock, T. (ed.): Gewalt – Folgerungen für die soziale Arbeit, 203–228. Verein für öffentliche und private Fürsorge, Frankfurt 1994.



**IGW INSTITUT
FÜR INTEGRATIVE
GESTALT THERAPIE
WÜRZBURG** gGmbH
gegründet 1976

WEITERBILDUNG IN KLINISCHER GESTALT THERAPIE IN ZÜRICH

Unsere Weiterbildungen vermitteln fundierte psychotherapeutische Fertigkeiten, diagnostische Kompetenzen und vielfältige Interventionsmöglichkeiten in der Arbeit mit Einzelnen und Gruppen.

Unser Curriculum „Klinische Gestalttherapie“ ist von der Schweizer Charta für Psychotherapie, der Föderation der Schweizer Psychologinnen und Psychologen (FSP) und dem Schweizerischen Berufsverband für Angewandte Psychologie (SBAP) als Weiterbildung in Psychotherapie anerkannt. Auch Chefarzte der Psychiatrie anerkennen es für die Weiterbildung von Ärztinnen und Ärzten in Psychotherapie gemäß FMH-Richtlinien.

Die Weiterbildung wird von erfahrenen Leiterinnen und Leitern mit langjähriger psychotherapeutischer Praxis getragen und erstreckt sich in berufsbegleitender Form über einen Zeitraum von 5 Jahren.

**Ab Herbst 2004 beginnt wieder
ein Weiterbildungsangang in Zürich.
Termin des Informations- und Auswahl-
seminars: 7. bis 9. Mai 2004 in Zürich**

Bei Interesse fordern Sie bitte ausführliche Anmeldeunterlagen und Weiterbildungsrichtlinien von unserem Sekretariat an:

IGW, Theaterstraße 2, D-97070 Würzburg
Tel. 0049-931-354450; Fax 0049-931-35445-44
e-mail: info@igw-gestalttherapie.de
Internet: www.igw-gestalttherapie.de

Kontaktadresse für die Schweiz:
Peter Schulthess, Waldschulweg 5
8032 Zürich, Telefon 01 381 98 30

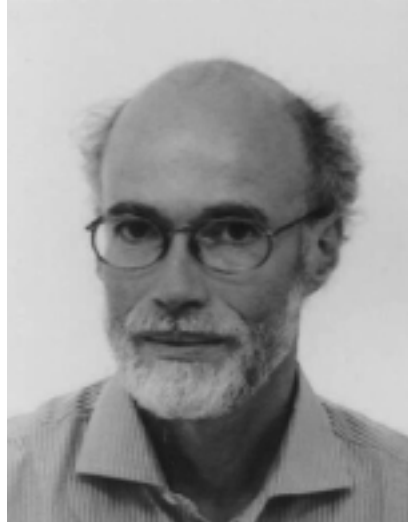
Dossier Macht

Jugend zwischen Macht und Ohnmacht

Es gehört zu den Idealen unserer Zivilisation, à tout prix Jugendlichkeit bis ins hohe Alter ausstrahlen zu wollen. Der Neid auf die Jugend prägt unser Auftreten, unsere Mode, unser Schönheitsideal – ein Irrglaube. Denn umgekehrt haben Jugendliche oft die allergrössten Probleme, einen Kompromiss mit der Wirklichkeit einzugehen.

Vor Jahren bekannte sich ein Kinder- und Jugendlichentherapeut auf einem Kongress zu seinem Neid gegenüber Jugendlichen. Sie hätten so viele Möglichkeiten, die er selbst zu seiner Jugendzeit nicht gehabt hatte: Er durfte seine Sexualität nicht so frei mit verschiedenen Partnern ausprobieren; seine Eltern besaßen nicht den Wohlstand, um ihm vor seiner Berufsausbildung ein Zwischenjahr zur Selbstfindung, verbunden mit einer grossen Reise, zu gewähren. In seiner Jugend musste er sich unter beschränkten Möglichkeiten seinen Weg suchen. Er hatte ihn gewählt, musste ihn wegen Geldmangels in einem enger begrenzten Zeitrahmen wählen, und die Zufälligkeit seiner Wahl band ihn ein in die Wirklichkeit einer Partnerschaft und eines Berufslebens.

Mir scheint, dieser Therapeut war mit seinem Bekenntnis allzu sehr dem Zeitgeist verfallen und verkannte ein Stück weit die eigentliche Problematik der Jugendlichen. Denn viele junge Menschen scheinen durch die Vielfalt an Möglichkeiten eher verwirrt zu sein und unter der Qual der Wahl zu leiden, statt sich des reichen Angebots erfreuen, geschweige denn differenzierter entwickeln zu können als zu einfacheren, ärmeren Zeiten. Vor allem dann, wenn dem überreichen Konsumangebot keine Entbehrung entgegengesetzt werden darf, wird der Jugendliche dazu verführt, alles geniessen und alles erfahren zu müssen, statt die für die Ausprägung eines reifen Über-Ichs notwendigen Sublimationen zu lernen. «Vor allem aber achtet scharf, dass man hier alles dürfen darf», sagt Bertolt Brecht in der Oper «Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny». Dies Lebensgesetz scheint auch heute für die meisten Jugendlichen zu gelten.



Robert Strubel, geboren 1946, Studium der katholischen Theologie in Tübingen, Studium der Psychologie an der Universität Zürich, seit 21 Jahren Lehranalytiker am C. G. Jung Institut, während 14 Jahren Mitarbeit an der psychiatrischen Klinik am Zürichberg.

Gerade die Möglichkeit uneingeschränkten Konsums behindert aber die Entfaltung von Phantasie und Kreativität, die zur Entwicklung der eigenen geistigen Lebensvision gebraucht werden; sie unterminiert die unabdingbar benötigte Entscheidungsfähigkeit, welche die Fähigkeit zum Verzicht voraussetzt. Will man etwas im Leben verwirklichen, muss man die

Bei ihrer Geburt aus dem Unbewussten haftet jeder Idee Omnipotenz an.

vielen Möglichkeiten opfern. Hier verleitet das übergrosse Konsumangebot zur ständigen Regression. Statt sich Lebensziele erkämpfen zu müssen, verfallen junge Menschen leicht dem Trugschluss, sie wie Warenhausartikel einfach kaufen zu können. Gestohlene Prüfungsarbeiten oder gar gekaufte Universitätsdiplome sind nur zwei der Symptome dieses Irrglaubens in unserer Gesellschaft.

Wie aber stellt sich die Reifungsaufgabe der jungen Menschen in unserer Gesellschaft dar? Jugendliche sind mit ihrem unbewussten Lebensinstinkt ganz auf ihre Zukunft und die ihrer Gesellschaft ausgerichtet. Sie spüren die Grundzüge künftiger Entwicklung unserer Welt, die sie in ihren unbe-

wussten Phantasien vorwegnehmen. Viele sind zum Beispiel ergriffen von Filmen über phantastische Welten, von denen wir Erwachsene oft nur schwer begreifen, wieso sie für die Jugendlichen Kultstatus haben, wieso ihr wiederholter Besuch ihnen zum Ritual geworden ist, das sie wie ein Initiationsritus in die symbolische Darstellung einer neuen Welt einweihen soll. Die Angst vor dieser kommenden Welt – vielleicht auch die vehemente Abwehr dagegen – kann sich ebenso einstellen wie die ehrfürchtige Erwartung des Unabänderlichen, wo wir Erwachsene vielleicht nur skurrile Phantasien sehen, in denen wir jedenfalls nicht unsere Zukunftsperspektive erkennen können.

Trotz ihrer mächtigen Wirkung sind die Zukunftsphantasien vorläufig aber überwiegend Idee. Bei ihrer Geburt aus dem Unbewussten haftet jeder Idee Omnipotenz an. Wir Erwachsene bedürfen «brauchbarer» Ideen, die wir ergreifen, um die uns aufgetragene Wirklichkeit zu gestalten. Wir stehen in der Frage nach dem Nutzen der Idee, die wir ständig auf ihre Verwirklichungsmöglichkeit hin befragen. Jugendliche hingegen werden ergriffen von ihren Ideen, die zwar die Welt umspannen, aber noch keine Wirklichkeit verändern müssen. Sie bleiben vorläufig schwebend ebenso in der Allmacht hängen wie so oft ihre arroganten Allüren gegenüber der Lebenserfahrung der Erwachsenen. «Wir sind die Zukunft», heisst ihre Devise – und wir Erwachsene fürchten oft, in ihren Augen nur mehr als ihre missliche Vergangenheit zu gelten. Der Allmacht der unendlichen Möglichkeiten der Idee entspricht aber die Ohnmachtserfahrung im Kontakt mit der Wirklichkeit. Dem Grössenselbst

Dossier Macht

Jugend zwischen Macht und Ohnmacht

mit seinen Ideal-Ansprüchen an die eigene Leistungsfähigkeit steht eine noch kleine Realitätsbewährung gegenüber. Macht und Ohnmacht treten scharf nebeneinander auf. Diese Spannung bildet eine der Quellen für phantastische Lebensentwürfe und frühe Leistungen, aber auch für Ängste, reales Versagen, kindischen Trotz oder sogar Gewalttätigkeit, Kriminalität – oder in welchem Gewand auch immer antisoziales Verhalten erscheinen mag. Den allmächtigen Ideen entspringen ideale Selbstbilder, unter deren Forderung nach Vollkommenheit der unausweichliche Kompromiss mit der Wirklichkeit noch allzu schmähschön erscheint, um schon gewagt werden zu können. Nur unter dem Vorbehalt der Vorläufigkeit und der Uneigentlichkeit tastet sich der Jugendliche an die Wirklichkeit heran. Das ist für ihn aber noch nicht das wirkliche Leben, das für die Zukunft Grösseres verspricht und imponierendere Taten fordert.

Um diese Spannung zwischen dem umfassend grossen Lebensentwurf in der Phantasie und den tastend versuchten kleinen Verwirklichungen aushalten zu können, brauchen junge Menschen das Vorbild der Erwachsenen. Es bildet den entscheidenden Halt, der es ihnen ermöglicht, gleichsam in der Schwebelage zwischen der Allmacht der Idee und der Ohnmacht der noch unmöglichen Realisierung zu bleiben. Es gilt, sich durch die Idee so lange und so genau Überblick über die Wirklichkeit und die in ihr realisierbaren Möglichkeiten zu verschaffen, bis konkretes Handeln in ihr möglich wird. Wie ein Raubvogel segelt der junge Mensch in den Möglichkeiten, bis er seinen Platz einnehmen und seine Aufgabe antreten kann, ohne fürchten zu müssen, in seinem Engagement in der Wirklichkeit die Ganzheit seiner Welt aus dem Blick zu verlieren.

Trotz den Spannungen und unausweichlichen Konflikten zwischen den Generationen braucht der Jugendliche den Erwachsenen. Er braucht ihn nicht nur zum Unterhalt seiner Lebensbasis, den er noch nicht allein bestreiten könnte; er braucht vom Erwachsenen

auch das Verständnis für seinen Schwebezustand; in der Identifizierung mit der Welterfahrung des Erwachsenen wie in der Abgrenzung und Ablösung davon braucht er ein Modell, wie Idee und Wirklichkeit verbunden werden können.

Konkret kann das geschehen wie bei einem 15-jährigen Delinquenten, der sich immer wieder in kurzer Zeit mit allen Lehrern und Erziehern überwarf. Aus dem letzten Heim, wo ihn die verzweifelten Eltern untergebracht hatten, war er wegen mehrerer Diebstähle herausgeflogen. Eine Lehrerin nahm ihn in ihre Klasse auf unter der Bedingung, dass er auch eine Therapie machte. Schon gleich zu Anfang, als er zu mir kam, verkündete er, dass ihm die Therapie bestimmt nichts nützen werde. Aber er kam jedes Mal schon eine Viertelstunde vor Beginn bei mir an. Von der Schule sagte er: Es sei schon blöd, die Lehrerin sei einfach zu anständig, da könne er sie nicht nach Herzenslust fertig machen wie seine früheren Lehrer. Seine Lehrerin erzählte mir, er sei ihr gegenüber fast

Trotz den Spannungen und unausweichlichen Konflikten zwischen den Generationen braucht der Jugendliche den Erwachsenen.

unerträglich abweisend, sodass sie wohl kaum etwas für ihn tun könne. Sie war sehr erstaunt, von mir zu hören, wie sehr er sie schätzte; ich hingegen wunderte mich, von ihr zu erfahren, wie eifrig er darauf bedacht war, nach dem Unterricht rechtzeitig zu mir in die Therapie zu kommen. Sein zur Schau getragener Negativismus uns beiden gegenüber war eine geheime Beziehungssuche: Er wollte rein um seines Daseins willen und nicht, weil er sich uns angenehm machte oder sich uns unterwarf, von uns akzeptiert werden.

Seinen heroischen Kampf gegen die Welt der Erwachsenen konnte er

überwinden, als er nach ein paar Monaten zu mir sagen konnte: «Jetzt habe ich etwas begriffen: Die Welt der Erwachsenen ist nicht die Welt der Jugendlichen; das sind zwei verschiedene Welten.» Es schien uns gelungen zu sein, seine Jugendlichenwelt so weit zu respektieren, dass er die Spaltung dieser Welten überwinden und die ehemals unerträgliche und für ihn bedrohliche Erwachsenenwelt seinerseits tolerieren konnte. Als er seine Lehre begann, traten seine Anpassungsschwierigkeiten aber erneut zu Tage. Sein Lehrmeister mahnte ihn, weil er verwahrlost und schmutzig zur Arbeit auf dem Bau erschien. Er sagte zu mir: «Ich werde jeden Tag auf dem Bau so schmutzig, was soll ich mich da waschen?» Während mich noch die Angst vor einem unlösbaren Konflikt zu beschleichen begann, fügte er zu meiner Erleichterung hinzu: «Aber wenn ich meinem Lehrmeister ein Freudeli machen kann, na ja, dann wasche ich mich halt!»

Die Spaltung zwischen der phantasierten Allmacht und der konkreten Ohnmacht hatten diesen Jugendlichen in eine schier unüberwindbare Stagnation gebracht. Angesichts des von ihm in seinem sozialen Umfeld inszenierten Konflikts schien über längere Zeit hindurch jede Bemühung um ihn aussichtslos zu sein. Seine eigene Verzweiflung darüber zeigte sich während der Therapie unter anderem in Form seiner Suizidalität. Die Errungenschaft seiner Einsicht vom Unterschied zwischen Erwachsenen- und Jugendlichenwelt war an sich nichts Grossartiges. Entscheidend daran aber war, dass sie die Überwindung der drohenden Spaltung zwischen Allmachts-Idee und ohnmächtiger Unfähigkeit, die Wirklichkeit zu ertragen, anzeigte. Von jetzt an konnte der Kompromiss mit der Wirklichkeit von ihm gewagt werden.

Robert Strubel

Dossier Macht

Gewalt bei forensischen Patienten

Wenn Menschen Gewaltdelikte begehen, sind sie nicht selten psychisch krank. In der Therapie soll sich der Patient seiner Verhaltensweisen bewusst werden und einen adäquaten Umgang mit seiner Erkrankung erlernen. Ein Bericht aus der Praxis.

Peter lebt schon seit längerer Zeit auf der Strasse. Er ist 20 Jahre alt und fühlt sich keinem Menschen so richtig verbunden. Peter liebt es zu kiffen. Nach einem Joint fühlt er sich immer frei. Die Vogelstimmen, die ihn ständig auslachen, machen ihm, wenn er be-kiff ist, nichts mehr aus.

Nach einigen Streitereien mit seinen Eltern darf er sich zu Hause nicht mehr zeigen. Seine Mutter scheint Angst vor ihm zu haben, und Peter kann sich absolut nicht erklären, warum.

Peter lebt in seiner eigenen Phantasiewelt. Diese ist belebt mit vielen Gestalten. Da gibt es Airwaves, X-men und vieles mehr. Für Peter ist es keine Phantasie, sondern Realität.

Peters Mutter und sein Bruder sind Airwaves. Airwaves haben die Fähigkeit, sich mit ihrem Geist in andere Personen zu begeben und diese zu beeinflussen.

Peter muss sich diesem Einfluss von aussen unbedingt entziehen. Eines Nachts schleicht er sich, bewaffnet mit einer Holzlatte, ins Haus seiner Eltern ein. Sein Ziel ist das Schlafzimmer seines zehn Jahre alten Bruders. Anscheinend durch das gewaltsame Eindringen geweckt, stellt sich ihm seine Mutter in den Weg. Peter traktiert sie mit der mitgebrachten Holzlatte. Seinen Stiefvater, der herbeige-eilt ist, schlägt Peter zu Boden. Peter hat nur ein Ziel: das Schlafzimmer seines Bruders. Um sein Ziel zu erreichen, entwickelt er ungeahnte Kräfte.

Im Zimmer seines Bruders angelangt, sieht Peter diesen schlafend unter der Decke. Sofort beginnt Peter seinen Bruder mit der Holzlatte zu bearbeiten. Er möchte sich dem bösen inneren Einfluss, den sein Bruder über ihn hat, entziehen. Nur Peters Eltern, die eingreifen, können Schlimmeres verhindern.

Peter leidet unter paranoider Schizophrenie. Selbst sieht er sich nicht als

krank. Peter hat seine eigene Realität. Passt diese nicht auf seine Umgebung oder stösst er mit seinen Ansichten auf Widerstand, zieht er sich immer mehr in seine Phantasiewelt zurück. So kam es in der Vergangenheit zunehmend zu einer sozialen Deprivation. Als Peter auf Grund seines Deliktes in die Klinik kam, war er verwahrlost und wirkte oft wie ein verschrecktes Tier. Für Peter war die Gewaltanwendung gegenüber seiner Familie die einzige Möglichkeit, sich zu schützen – er war bedroht. Peter hatte vor seinem Delikt massive Wahnvorstellungen. Immer wieder zog er sich in Form eines narzisstischen Rückzugs in seine eigene Welt zurück.

Häufig leiden schizophrene Patienten an Halluzinationen. Diese können sich als akustische Halluzinationen (Stimmen, Geräusche usw.), aber auch als taktile und andere Formen von Halluzinationen zeigen.

Viele Delikte erfolgen auf der Basis von Persönlichkeitsstörungen.

Delikte geschehen sehr häufig auf Grund von akustischen Halluzinationen. Der Betroffene hört Stimmen, die ihn beschimpfen oder die ihm gar Befehle erteilen. So griff ein anderer Patient seinen Vater mit einem Messer an, weil imperative Stimmen ihm dies befahlen.

In der Therapie ist es zumeist sehr schwierig, einen Zugang zur inneren Welt des schizophrenen Patienten zu bekommen. Einerseits stellt man als Therapeut oft ebenfalls eine Bedrohung dar. So war ich lange Zeit, ohne es zu wissen, in Peters Welt so ein «Airwave». Es dauerte mehr als ein Jahr, bis mir Peter dies gestand. Andererseits haben viele Patienten Schamgefühle, weil sie das, was sie gemacht haben, kaum verstehen können.

Viele Delikte erfolgen auf der Basis von Persönlichkeitsstörungen. Dabei sind die emotional instabile, die disso-



Heinz Marty (46), Psychologe FH, arbeitet an der Forensischen Klinik des Psychiatriezentrums Rheinau ZH. Er ist in Zollikon ZH und Kronbühl SG aufgewachsen, machte eine Lehre als Drogist und liess sich später zum eidg. dipl. Drogisten ausbilden. Danach leitete er mehrere Drogerien, zuletzt seine eigene in St. Gallen, die er 1997 verkaufte, um Psychologie studieren zu können. An der Hochschule für Angewandte Psychologie schloss er 2001 in der Studienrichtung Diagnostik und Beratung ab. Seit zwei Jahren absolviert Heinz Marty eine Ausbildung zum Personenzentrierten Psychotherapeuten SGGT. E-Mail: heinz.marty@pzh.ch

ziale und die narzisstische Persönlichkeitsstörung am häufigsten vertreten. Bei diesen Störungsbildern sind die deliktogenen Symptome sehr differierend zu Peters beschriebenem Fall. Minderwertigkeitsgefühle, verminderte Empathiefähigkeit und eine überschüssige Affektivität spielen bei solchen Gewaltanwendungen eine grosse Rolle. Während der schizophrene Patient mit dem Verstehen seines Verhaltens ringt, kann der Patient mit einer Persönlichkeitsstörung kaum Schuld bei sich selbst finden. Somit sind auch die therapeutischen Interventionen unterschiedlich. Direktives Vorgehen ist bei Menschen mit

Gesundheitsförderung

Zehn Grundsätze zur Entspannung

Die Gesundheitsförderung Schweiz hat in Zusammenarbeit mit der HAP, der FSP und dem Institut für Arbeitsmedizin eine Broschüre herausgegeben, die zehn Grundsätze zur Gesundheitsförderung durch Entspannung enthält.

Das Grundsatzdokument bietet auf neuestem Kenntnisstand allgemein verständliche Informationen zum Thema Stress und Entspannung. Die psychovitalen und volkswirtschaftlichen Folgen von Dauerbelastung und chronischer Anspannung werden skizziert und die Wichtigkeit einer bewussten Balance zwischen Anspannung und Entspannung ausgeführt. Der gezielte Umgang mit Stress wird als notwendige und wirksame Ressource zur Steigerung des Wohlbefindens und zur Hebung der Lebensqualität hervorgehoben. Dazu wird auch auf die bewusste Wahrnehmung des eigenen Befindens auf verschiedenen körperlichen und psychischen Ebenen aufmerksam ge-

macht, wie zum Beispiel muskuläre Verspannungen oder reduzierte Kognition.

Konkrete Strategien und empfohlene Massnahmen werden in Abhängigkeit zur vorangegangenen Beanspruchung genannt und können direkt umgesetzt werden. Für die Leserin und den Leser wird verständlich, dass wir alle ein Arsenal von persönlichen unsystematischen Entspannungsstrategien haben, die aber nicht alle (wie Alkohol oder Nikotin) empfehlenswert sind. Eine systematische Psychohygiene plant – über den Alltag verteilt – kurze Entspannungs- und Erholungspausen ein. Dabei wechseln sich anregende und kognitiv fordernde Aktivitäten, leichte muskuläre Tätigkeiten durch bewegungsaktive Hobbys bis zu körperlich stärker fordernder sportlicher Betätigung, eigentliche Entspannungstechniken oder auch entspannende Lektüre und soziale Kontakte ab.

Ziel ist es, zu sensibilisieren für Ent-

spannungsmöglichkeiten, die einfach in den Alltag integrierbar sind, die der Individualität von Entspannungsbedürfnissen gerecht werden und die auch in ihrer Ausführung einfach und lebensnah sind. Entspannung ist aber nur ein Teilaspekt von Gesundheitsförderungsmassnahmen. Bewegung und Ernährung gehören ebenfalls in diesen Kontext.

Die Literaturliste umfasst Untersuchungen und Referenzliteratur zum Thema (vorzugsweise für Fachpersonen), aber auch Bücher für Laien.

Die löbliche Initiative bietet hervorragende Ansatzpunkte für das individuelle Beratungsgespräch mit Klienten, die Stress- und Burnout-Symptome aufweisen, und legt die Basis für persönliche Präventions- und Interventionsprogramme.

Die Broschüre ist ab Ende Januar auch abrufbar unter

www.gesundheitsfoerderung.ch.

Ulrike Zöllner

Persönlichkeitsstörungen eher möglich als bei Patienten, die an einer Erkrankung aus dem schizophrenen Formenkreis leiden. Bei direktiven Interventionen ist jedoch immer Vorsicht geboten, da man die affektiven Reaktionen darauf schlecht einschätzen kann. Solches Vorgehen empfiehlt sich nur bei Patienten, die man schon recht gut kennt und bei denen die therapeutische Beziehung gefestigt ist. Gewalt wird oft angewendet, um Machtlosigkeit und Minderwertigkeit ausagieren zu können. In einer tragenden, wertschätzenden therapeutischen Beziehung kommt es kaum zu einem solchen Ausagieren.

In der Entwicklung eines schizophrenen Störungsbildes und einer Persönlichkeitsstörung spielen frühe Beziehungserfahrungen eine wichtige Rolle. Deshalb ist Beziehungsarbeit in der Therapie bedeutend. Der Patient soll neue Beziehungserfahrungen machen, auf Grund deren er sein zwischenmenschliches Verhalten verändern kann.

Bei dieser Arbeit erweist sich der personenzentrierte Ansatz (Rogers) als sehr nützlich. Die drei Grundaxiome – empathisches Verstehen, Kongruenz und unbedingte Wertschätzung – stellen eine grosse Hilfe dar. Die Patienten fühlen sich ernst genommen und verstanden.

In den Therapiestunden treten kaum Gewaltanwendungen auf. Dies könnte einerseits am therapeutischen Beziehungsangebot liegen, andererseits an der speziellen Rolle, die der Therapeut gegenüber dem Patienten einnimmt.

Der Therapeut kommt nur zu bestimmten, vereinbarten Terminen zu dem Patienten. Dieser hat dann die Möglichkeit, über seine inneren Nöte zu sprechen, und stösst auf Verständnis.

Immer wieder tritt die Frage auf, wie man persönlich mit Menschen arbeiten kann, die Gewaltverbrechen begangen haben. In der Arbeit mit psychisch kranken Straftätern hilft es, sich vor Augen zu führen, dass man es mit

kranken Menschen zu tun hat. Das Delikt als solches ist weder tolerierbar noch akzeptierbar. Die zum Teil massiven Gewaltanwendungen und die Schädigung anderer Menschen lassen im Therapeuten zeitweise ein abwehrendes Gefühl aufkommen. Anders verhält es sich mit dem Menschen – zum Beispiel Peter –, den man sich gegenüber hat. Dieser versuchte, ein Problem auf eine sozial inadäquate Weise zu lösen. Er war, bestimmt durch innerpsychische Vorgänge, nicht in der Lage, eine andere Lösung zu finden.

Es dauerte lang, bis Peter auf Grund des Beziehungsangebotes Vertrauen fassen konnte. Mittlerweile redet er über seine Empfindungen zu seinem Bruder und seinen Eltern. Peter bereut zutiefst, was er seiner Familie angetan hat. Wirklich verstehen kann er das Ganze jedoch noch nicht.

Heinz Marty

Bologna-Prozess

«Schaffung einer europaweit verständlichen Gliederung»

Kurt Wechsler, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Generalsekretariat der Schweizerischen Hochschulkonferenz, über die Vorteile einer europaweiten Vereinheitlichung des Hochschulwesens.

punktum.: *Der Bologna-Prozess ist in aller Munde! Was sind das grundsätzliche Ziel und der Inhalt dieses Prozesses generell? Und die Bedeutung im Speziellen für die Fachhochschulen?*

Kurt Wechsler: Der Bologna-Prozess verfolgt zwei Hauptziele: zum einen die einheitliche Gliederung und damit die einfachere Vergleichbarkeit der Studiengänge im europäischen Hochschulraum, was die Mobilität für die Studierenden wesentlich erleichtert und auf dem Arbeitsmarkt die länderübergreifende Einschätzung des Niveaus der Abschlüsse vereinfacht. Zum anderen stellt das Kreditsystem ECTS ein Instrument fürs Ausweisen erbrachter Studienleistungen dar, das hochschulübergreifend die standardisierte Anerkennung von Teilleistungen erlaubt. Dadurch, dass auch die Fachhochschulen an diesem Prozess beteiligt sind, wird ein allfälliger Übertritt von einer universitären Hochschule an eine Fachhochschule und umgekehrt erleichtert, weil beide Hochschultypen die Bachelor- und die Masterstufe als Qualifikationsniveau verwenden.

Welches sind die Aufgaben und Befugnisse welcher Instanzen in diesem Zusammenhang?

Die Umsetzung des Bologna-Prozesses wird in der Schweiz von der Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten (CRUS) koordiniert. Eine spezielle Projektorganisation innerhalb der CRUS steuert gesamtschweizerisch die operativen Prozesse für die Einführung der neu strukturierten Studiengänge. Die politische Aufsicht über diese Entwicklung liegt bei der Schweizerischen Universitätskonferenz (SUK), die mit dem Erlass von Richtlinien einen übergeordneten Rahmen vorgegeben hat, der für alle universitären Hochschulen in der Schweiz verbindlich ist.

Können Sie etwas zum Zeithorizont der Umsetzungen sagen?

Jede Universität wird bis 2005 die Grundlagen für die Einführung des Bologna-Modells erarbeiten. Einige Universitäten haben bereits mit der konkreten Umsetzung in einzelnen Studienfächern begonnen, beispielsweise im Fach Psychologie an der Universität Basel. Die neuen zweigestuften Studiengänge sollen bis 2010 flächendeckend an allen Universitäten eingeführt sein.

In den Richtlinien für die koordinierte Erneuerung der Lehre an den universitären Hochschulen der Schweiz im Rahmen des Bologna-Prozesses vom 4.12.2003 herrscht etwas «Begriffssalat»: Die Begriffe «Hochschulen», «Universitäten», «universitäre Hochschulen» stehen direkt nebeneinander: Wer ist damit gemeint? Oder anders gefragt: Sind die Fachhochschulen mitgemeint? Betreffen diese Richtlinien auch die Fachhochschulen?

Die in den Richtlinien der SUK für das tertiäre Bildungssystem in der Schweiz verwendeten Begriffe haben folgende Bedeutung: «Hochschule» ist der Oberbegriff, der sowohl die Universitäten wie auch die Fachhochschulen umfasst. Der Begriff «universitäre Hochschulen» wird als typologische Bezeichnung für die kantonalen Universitäten und die Eidgenössischen Technischen Hochschulen (ETH) verwendet. Die Richtlinien der SUK beziehen sich auch auf die Fachhochschulen, soweit der Übertritt von InhaberInnen eines Bachelordiploms in ein Masterprogramm einer universitären Hochschule betroffen ist. In diesem Fall wird die universitäre Hochschule prüfen, ob der erworbene Bachelorabschluss das Niveau ihrer Bachelordiplome erreicht. Bei der Überprüfung der Äquivalenz von Bachelorabschlüssen anderer Hochschulen gilt der Grundsatz der Gleichbehandlung. Für die Regelung der Einführung des Bologna-Modells an den Fachhochschulen ist der Schweizerische Fachhochschulrat zuständig. Dieses Gremium hat sich kürzlich dafür ausgesprochen, an den Fachhoch-

Kurt Wechsler, geboren 1960, aufgewachsen und Schulen in Kriens und Luzern. 1980–1986 Phil.-I-Studium an den Universitäten Lausanne und Basel, Lizentiat (Hauptfach Geschichte). 1987–1992 Mitarbeit als Historiker an Forschungsprojekten (Nationalfonds, Kantonsarchäologien Basel-Stadt und Luzern). 1992–2000 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Generalsekretariat der Schweizerischen Hochschulkonferenz (Vorgängerorganisation der SUK). Ab 2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Generalsekretariat der CRUS (Bereich Studiengänge für Medizinalberufe als ein Schwerpunkt der Tätigkeiten).

schulen aufbauend auf die Bachelorstufe ab 2008 auch die Masterstufe einzuführen.

Im neuen System gibt es Bachelor-, Master- und spezielle Masterstudiengänge. Können Sie uns sagen, was damit gemeint ist und wie die jeweiligen Zulassungen sind?

Die Bachelorstufe setzt wie bisher ein anerkanntes schweizerisches oder ausländisches Reifezeugnis voraus. Ausserhalb der eidgenössisch anerkannten Maturitätsausweise, die den Zugang zu allen universitären Hochschulen ermöglichen, bezeichnen die Universitäten autonom die Reifezeugnisse, die als äquivalent anerkannt werden. Nach Erlangung des Bachelordiploms an einer universitären Hochschule der Schweiz sehen die Richtlinien der SUK vor, dass ein Übertritt ohne Einschränkung in ein Masterprogramm des gleichen Faches möglich ist. Bachelor und Master bilden in diesem Fall einen konsekutiven Studiengang. Eingeschränkt sein wird hingegen die Zulassung zu den so genannten speziellen Masterprogrammen. Diese zeichnen sich dadurch aus, dass sie verstärkt interdisziplinären Charakter haben oder in höherem Ausmass auf eine Forschungslaufbahn ausgerichtet sind. Die CRUS ist zurzeit daran, die Kriterien für die Zulassung

Bologna-Prozess

zu diesen speziellen Masterprogrammen zu erarbeiten.

Zeigen Sie uns die konkreten Folgen von «Bologna» anhand von Beispielen auf?

Ich habe von einer Universität in der Schweiz folgende Nachricht erhalten: Grundsätzlich können Personen mit einem Dipl.-Psych.-FH-Abschluss unsere Weiterbildung besuchen und mit den beiden Prüfungen abschliessen, wenn sie in ausreichendem Mass Lehrveranstaltungsteilnahmen in Klinischer Psychologie und Psychopathologie (äquivalent Universitätsabschluss) nachweisen können. Allerdings können wir nur die erfolgreiche Teilnahme an der Weiterbildung bescheinigen, nicht jedoch das Zertifikat Master of Advanced Studies in Psychotherapy verleihen.

Mein Antrag um Zulassung zum Masterstudiengang wurde von der Zentralstelle für ausländisches Bildungswesen abgelehnt, weil die Hochschulzulassungsberechtigung im Herkunftsland (CH) gewährt mit dem FH-Abschluss lediglich den Zugang zum fünften Semester in derselben Fachrichtung.

Die Zulassung zu den Weiterbildungsstudiengängen an den Universitäten wurde von der CRUS mit Blick auf die Bologna-Entwicklung kürzlich geregelt. Weiterbildungen werden weiterhin nur dann mit einem Masterdiplom abgeschlossen werden können, wenn der Teilnehmer oder die Teilnehmerin einen universitären Erstabschluss erworben hat.

Das zweite Beispiel bezieht sich auf die Verfahren zur Bestimmung der Äquivalenz von Abschlüssen. Bei der Anerkennung eines Bachelorabschlusses im Falle eines beabsichtigten Wechsels der Fachrichtung für das Masterstudium werden Grenzen dadurch gesetzt, dass der Master auf den erworbenen Kenntnissen aus dem Bachelorstudium aufbaut. Innerhalb dieser Grenzen sind gemäss der Richtlinien der SUK Wechsel der Fachrichtung grundsätzlich möglich. Fehlende Kenntnisse und Fähigkeiten in der neuen Fachrichtung, die im Bachelorstudium nicht erworben wurden,

müssen im Laufe des Masterstudiums nachgeholt werden, soweit eine Universität den Wechsel nur mit entsprechenden Auflagen zulässt. Wieweit die Zulassung mit einem Fachhochschuldiplom zu einem Masterprogramm im Ausland möglich sein wird, hängt von den Äquivalenzbestimmungen des jeweiligen Landes ab.

Unterscheiden sich ein Master FH von einem Master Uni betreffend weiterführende Möglichkeiten wie Doktorat? Wird es möglich sein, mit einem Master FH an einer Universität ein Doktorat zu machen und umgekehrt? Die Möglichkeit für ein Doktorat wird nur HochschulabsolventInnen mit einem Master einer universitären Hochschule gegeben sein. Das Promotionsrecht haben nämlich weiterhin nur die Universitäten und die ETH.

«Jede Universität wird bis 2005 die Grundlagen für die Einführung des Bologna-Modells erarbeiten.»

Sind Bachelorabschlüsse berufsqualifizierend?

Es ist das Ziel, den AbsolventInnen eines Bachelorstudiengangs den Übergang in das Berufsleben zu erleichtern, auch wenn davon ausgegangen wird, dass die Mehrheit der Studierenden die Hochschule mit einem Masterabschluss verlassen wird. Allerdings ist damit zu rechnen, dass das Ausmass der berufsqualifizierenden Fokussierung der Studieninhalte fachspezifisch unterschiedlich sein wird.

Sie beobachten nun diesen Bologna-Prozess seit einiger Zeit. Wie sehen Sie die Chancen und Risiken?

Als Chance sehe ich die Schaffung einer europaweit verständlichen Gliederung der Studiengänge, was den Mobilitätsgrad erhöhen dürfte, sofern die Studierenden die Angebote der verschiedenen Universitäten vergleichen und sich bewusst für den Erwerb

von Teilen ihrer Kenntnisse an einer anderen Universität entscheiden. Hier ist also entsprechende Eigeninitiative gefragt. Als Risiko sehe ich die Herausforderung von einigen wenigen Kernfächern, auf die sich jede Universität bei der strategischen Profilbildung konzentrieren könnte. Dies bedeutet für Fächer, die weniger Studierende und Mittel haben, dass sie vermehrt interuniversitäre Lösungen suchen müssten, um dennoch spezielle Masterprogramme von ausreichender Attraktivität anzubieten. Dies führt zu einem höheren Koordinationsaufwand und hat tendenziell eine weniger stabile institutionelle Verankerung dieser Masterprogramme zur Folge. Grundsätzlich werden aber auch mit solchen Verbundlösungen qualitativ hoch stehende Angebote geschaffen werden können.

Interview: Heidi Aeschlimann

Berufspolitische News

Psychologieberufegesetz (PsyG)

Gemeinsam haben Vertreter von Universitäten, der Hochschule für Angewandte Psychologie, FSP und SBAP. einen Antrag zuhanden der Projektleitung des Bundesamtes für Gesundheit BAG formuliert, wonach im Vorentwurf des PsyG in Artikel 9, Punkt h die Bezeichnung «Berufs-, Studien- und Laufbahnberatung» ab sofort durch «**Laufbahn- und Eingliederungs-Psychologie**» zu ersetzen sei.

Ausgangslage und Hintergrund dieses Antrages

Im Januar 2003 hat die Expertengruppe des Bundesamtes für Gesundheit die Vorarbeiten zum Vorentwurf zum Psychologieberufegesetz abgeschlossen. Dieser Vorentwurf wurde dem Verfahren der Ämterkonsultation unterzogen, und am 12. Dezember 2003 wurde die Expertengruppe durch die Projektleitung über den Stand der Arbeiten informiert. Die Ende November 2003 vom Bundesrat verabschiedete Verordnung zum neuen Berufsbildungsgesetz (nBBV) wurde von den Ausbildungsverantwortlichen im Bereich Berufs-, Studien- und Laufbahnberatung einhellig als ungenügend beurteilt, um die spezifischen Anforderungen an die fachpsychologische Tätigkeit in besonders sensiblen Bereichen zu regeln. Das in der Verordnung skizzierte Berufsbild der traditionellen Berufsberatung beim Übertritt von der Schule in den Beruf entspricht kaum mehr der sich seit zehn Jahren stark entwickelnden Nachfrage für Spezialisten im Bereich des «life-long learning», wo zunehmend besonders vulnerable und schutzbedürftige Jugendliche und Erwachsene mit der Notwendigkeit seriöser Kompetenzabklärung, Neuorientierung, Validierung, Prävention von Burnout und Wiedereingliederung konfrontiert sind. Gerade diese Nachfrage wird aber durch bereits bestehende koordinierte postgraduierte Weiterbildungen an Universitäten der Deutsch- und Westschweiz sowie der Hochschule für Angewandte Psychologie in Zürich abgedeckt. Anlässlich der Informationsveranstaltung vom 12. Dezember 2003 formu-

lierten deshalb sowohl die Vertreter der Fachverbände (FSP, SBAP.) als auch Vertreter der Universitäten und der Fachhochschule (HAP ZH) das *dringende Anliegen*, die im Vorentwurf Artikel 9 unter Punkt h als «eidgenössisch anerkannte Weiterbildung» aufgeführte «Berufs-, Studien- und Laufbahnberatung» durch eine adäquatere Bezeichnung zu ersetzen und in den weiteren Arbeiten am Gesetzesentwurf zu integrieren.

Insbesondere ist nicht einsichtig, wie so ein entstehender Gesetzesentwurf zwar erst im Entstehen begriffene Bereiche wie Gesundheits- oder Rechtspsychologie berücksichtigt, nicht aber Bereiche wie Wiedereingliederung oder Rehabilitation, wo besonders vulnerable und schutzbedürftige Ratsuchende betreut werden und bereits in seit Jahren bestehenden spezialisierten fachpsychologischen Aus- und Weiterbildungsangeboten auf Hochschulestufe Hunderte von Spezialisten ausgebildet werden.

Vor diesem Hintergrund hat der Vorstand des SBAP. beschlossen, die Anpassung des Weiterbildungstitels FachpsychologIn SBAP. in Berufs- und Laufbahnberatung per sofort vorzunehmen. Neu heisst dieser Fachtitel: **FachpsychologIn SBAP. in Laufbahn- und Eingliederungs-Psychologie.**

Nationales Netzwerk Psychologische Nothilfe (NNPN)

Vernehmlassung der Ausbildungsstandards für Peers, Care-Givers und Fachpersonen mit notfallpsychologischer Zusatzqualifikation: Der Beauftragte des Bundesrates für die Vorbereitung des Koordinierten Sanitätsdienstes, Dr. med. Gianpiero A. Lupi, bat um Anregungen und Kritikpunkte im Rahmen der Vernehmlassung.

Der SBAP. hat sich fristgerecht dazu vernehmen lassen. Grundsätzlich unterstützen wir die Schaffung von Ausbildungsstandards im Sektor der psychologischen Nothilfe sehr. Wir sind jedoch der Ansicht, dass das Rad nicht neu erfunden werden sollte, zumal sich Schadenereignisse auch nicht an Landesgrenzen halten, sondern dass europäische Standards unbedingt

berücksichtigt und ins Ausbildungskonzept integriert werden sollten. Wichtig erscheint uns auch die Differenzierung zwischen NotfallpsychologIn und NotfallseelsorgerIn. Die notfallpsychologische Weiterbildung kann nicht auf den gleichen Standards aufbauen – und muss sich deshalb unterscheiden. Folgerichtig unterscheiden sich die beiden Berufsgruppen auch bei den Einsatzmöglichkeiten. Mit Inkrafttreten des PsyG dürfen die Begriffe «psychologisch» und «PsychologIn» auch nur noch für Fachleute mit Grundstudium Psychologie verwendet werden. Wir machten in unserer Stellungnahme auch klar, dass die Notfallpsychologie ein Gebiet der Angewandten Psychologie ist. Es hat sich in der Praxis gezeigt, dass die NotfallpsychologInnen des SBAP. einsatzfreudig, einsatzbereit und effizient sind. Allfällige Ausschlüsse von Dipl. Psych. FH werden wir nicht kampflos hinnehmen. Es ist mit uns zu rechnen!

Bundesamt für Verkehr

Der SBAP. ist beim Bundesamt für Verkehr wegen der Gleichstellung der PsychologInnen mit Fachhochschul- und Universitätsabschluss in der neuen Verordnung über die Zulassung von Triebfahrzeugen in Eisenbahnen (VTE) (SR 742.141.142.1) vorstellig geworden. Gemäss Art. 83 kann nur Vertrauenspsychologe sein, wer unter anderem einen in der Schweiz anerkannten Universitätsabschluss in einem psychologischen Hauptfach besitzt. Wir sind in Verhandlung und werden Sie über den weiteren Verlauf informieren.

Runder Tisch Psy

Erneut haben sich die Spitzen der Verbände FSP, SPV, GedaP, SGKJPP, SGPP und SBAP. in Bern auf der Geschäftsstelle der SGPP getroffen und gemeinsame Anliegen erörtert. So wurde beschlossen, eine gemischte Kommission (Vertreter aus den obgenannten Verbänden) zu bilden, die sich der delegiert Arbeitenden, die schon lange arbeiten, aber nicht den Kriterien entsprechen, annimmt. Es wurde auch darauf aufmerksam ge-

Berufspolitische News

macht, dass in den Kliniken zunehmend Praxisplätze für PsychologInnen in ärztliche Stellen umgewandelt werden. Damit kann die Weiterbildung von PsychologInnen nicht mehr gewährleistet werden. Ein weiteres Thema waren die unhaltbaren Löhne, die in postgraduierten Stellen nicht selten 1500 Franken betragen! Die Situation ist nicht in der ganzen Schweiz gleich, deshalb sollten gemeinsame Richtlinien (Lohnreglement und Pflichtenheft) erarbeitet werden. Im Schlussbericht der Informationen zur Nationalen Gesundheitspolitik (Projekt psychische Gesundheit) steht, dass die Abrechnung der qualifizierten psychologischen Psychotherapie im Rahmen der Grundversicherung rechtlich vorangetrieben werden und diese einen Teil der Grundversorgung abdecken können solle. Ein nächstes Treffen findet im Juni statt.

Gemeinsamer Kongress der Schweizer Psy-Verbände:

Psychotherapie und Wissenschaft. Forschungsparadigmen – Wirksamkeit – Praxisrelevanz.

Am Samstag, 3. Juli 2004, findet in Bern eine Tagung statt, an der die aktuelle Diskussion um den Wissenschaftsbegriff in der Psychotherapie aufgegriffen und weitergeführt werden soll. Träger der Tagung sind folgende Verbände: Föderation der Schweizer

Psychologinnen und Psychologen (FSP), Schweizerischer Berufsverband für Angewandte Psychologie (SBAP), Schweizerische Gesellschaft für Kinder- und Jugend-Psychiatrie und -Psychotherapie (SGKJPP), Schweizerische Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie (SGPP) und Schweizer Psychotherapeuten-Verband (SPV) in Kooperation mit der Schweizer Charta für Psychotherapie, der Hochschule für Angewandte Psychologie Zürich und verschiedenen Universitäten. Ebenso wichtig ist die Frage nach den Wirkfaktoren wissenschaftlich fundierter Psychotherapie: Wodurch wirkt Psychotherapie?

Der Hintergrund: Im Bereich der Psychotherapie existieren viele verschiedene Methoden, und es gibt verschiedene Standpunkte zur Frage, wie Wirkung und Effekte von Psychotherapie wissenschaftlich erfasst und evaluiert werden können. Diese Fragen der Wirksamkeitsforschung sind für die Anerkennung der verschiedenen psychotherapeutischen Methoden von Bedeutung.

Im Psychologieberufegesetz und im Medizinalberufegesetz, die beide derzeit erarbeitet werden, sollen Fragen der Aus-, Weiter- und Fortbildung sowie der Berufsausübung in den psychologischen und medizinischen Berufen geregelt werden. In diesem Rahmen stellt sich unter anderem

auch die Frage nach Kriterien für die Akkreditierung von Weiterbildungsprogrammen in psychotherapeutischen Methoden.

Prof. Ulrike Ehlert von der Universität Zürich hat im Jahr 2002 von der FSP den Auftrag erhalten, eine Stellungnahme und Empfehlungen zu Kriterien der Wissenschaftlichkeit von Curricula für die postgraduale psychotherapeutische Weiterbildung zu erstellen. Diese Expertise führte in der Fachöffentlichkeit und in interessierten Kreisen zu vielen Diskussionen. Die Schweizer Charta für Psychotherapie hatte 2002 ihre Deklaration zu Begriff und Anforderungen an die Wissenschaftlichkeit der Psychotherapieverfahren veröffentlicht. Anfang 2003 erteilte der SBAP Herrn Prof. Jürgen Kriz, Osnabrück (D), den Auftrag, seinerseits ein Gutachten über den Begriff der Wissenschaftlichkeit in der Psychotherapie zu erstellen. Dieses Gutachten liegt inzwischen ebenfalls vor und stiess ebenfalls auf grosse Resonanz.

Die Diskussion um die Frage der verschiedenen Paradigmen und die wissenschaftliche Forschung im Bereich der Psychotherapie wird in allen grossen Psychiatrie-, Psychotherapie- und Psychologieverbänden der Schweiz geführt. Da alle bedeutenden Psy-Verbände sich mit den gleichen Fragestellungen auseinander setzen, beschlossen sie, einen gemeinsam getragenen nationalen Kongress zu veranstalten, an dem die Diskussion um diese Fragen mit verschiedenen nationalen und internationalen Expertinnen und Experten weitergeführt werden soll. Die VeranstalterInnen haben bereits die Zusagen von Ulrike Ehlert und Herrn Jürgen Kriz sowie von Michael Lambert (USA), weitere ReferentInnen sind angefragt. Der gemeinsame Kongress dokumentiert auch die verstärkte Zusammenarbeit der fünf grossen Verbände, die zur Verbesserung der psychischen Gesundheit in der Schweiz Erhebliches beitragen.

Alle wollen sparen!

«Alle» sind in diesem Falle die Krankenversicherer, die Leistungserbringer

Historische Übergabe der unterschriebenen Verträge über die Durchführung des 1. Gemeinsamen Kongresses der Schweizer Psy-Verbände.

Von links nach rechts: Thomas von Salis, Heidi Aeschlimann, Raimund Dörr, Roland Stähli.



Berufspolitische News

und die Patienten. Die FSP hat im Zusatzversicherungsbereich eine verdankenswerte Initiative gestartet und verhandelt mit Versicherern über ein innovatives Psychotherapie-Qualitätsmanagement. Die Voraussetzung für konkrete Vereinbarungen bilden in jedem Falle höchste Qualitätsnormen, die standardisiert dokumentiert werden. Allfällige Verhandlungsergebnisse müssen Patienten, Krankenversicherern und Leistungserbringern gleichermaßen zugute kommen. Die Zusammenarbeit zwischen den Berufsverbänden SBAP, SPV und FSP ist gewährleistet. Wir werden Sie auf dem Laufenden halten.

Fachhochschule Solothurn

Die Fachhochschule Solothurn hat einen Studienführer in Angewandter Psychologie herausgegeben. Grund genug für den SBAP, mit dem Direk-

tor der Diplomausbildung, Josef Stalder, Kontakt aufzunehmen. Wir hoffen, Ihnen bald ausführlicher berichten zu können.

Fachtitel in Neuropsychologie

Auf Anregung einiger SBAP-Mitglieder haben wir uns entschlossen, die Arbeit für diesen Fachtitel aufzunehmen. Gleichzeitig ist an der HAP eine Weiterbildung in Neuropsychologie in Planung.

Umfrage A+O

Die Arbeitsgruppe A+O hat die AbsolventInnen der HAP mit Vertiefungsrichtung A+O, die nicht im SBAP sind, nochmals aufgerufen, sich an der Umfrage zu beteiligen. Mit Erfolg! Wir bedanken uns bei allen, die sich die Mühe genommen haben. Wir werden im nächsten **punktum** über die Ergebnisse informieren. In der

Zwischenzeit haben wir mit der Schweizerischen Gesellschaft für Arbeits- und Organisationspsychologie (SGAOP) Kontakt aufgenommen. Vertreter des Vorstandes treffen sich mit dem Präsidenten Prof. I. Udris.

Aufruf an Praktikumsorte

Unser Aufruf in der letzten Ausgabe des **punktum** hat erfreuliches Echo ausgelöst. Wir danken allen, die uns Praktikumsorte für HAP-Studierende gemeldet haben. Unsere Geschäftsstelle nimmt weiterhin jederzeit gerne Ihre Meldungen entgegen.

Melden Sie uns Stellenangebote!

Vielleicht wissen Sie von bevorstehenden Stellenausschreibungen oder suchen selbst qualifizierte PsychologInnen. Unsere Geschäftsstelle nimmt Ihre Meldung jederzeit gerne entgegen.

Heidi Aeschlimann

Institut für systemische Entwicklung und Fortbildung



Weiterbildung in Systemtherapie

(Beginn: Herbst 2004)
Von den Berufsverbänden FSP, FMH und SBAP
als integrale Weiterbildung in systemischer
Psychotherapie anerkannt.

►► Informationsabend: 30. März 2004

Leitung: Christina Marty-Spirig, Fachpsychologin für Psychotherapie FSP
Hansjürg Lusti, dipl. Psych. IAP, Supervisor und Organisationsberater BSO

Aufbau: Modular mit Anerkennungsmöglichkeiten nach zwei, drei und vier Jahren

Zielgruppe: PsychologInnen, ÄrztInnen, SozialarbeiterInnen, SozialpädagogInnen und andere Berufsgruppen mit vergleichbarer Vorbildung

Vertiefungskurs in Systemtherapie

Aufbauend auf einer systemischen Grundausbildung kann damit die Anerkennung der Berufsverbände FSP, FMH und SBAP erworben werden.

Leitung Christina Marty-Spirig, Fachpsychologin für Psychotherapie FSP
Beginn Oktober 2004

Aufbau Fünf zweitägige themenspezifische Module mit ExpertInnen zum jeweiligen Thema Systemische Selbsterfahrung und Supervision in der Gruppe

Zielgruppe Systemische Selbsterfahrung und Supervision einzeln
PsychologInnen und ÄrztInnen mit einer systemischen Grundausbildung

IEF SPEZIAL

Autorität ohne Gewalt

Familie, Gesellschaft und Politik in der Herausforderung zwischen Verantwortung und Ohnmachtserleben
Konkrete Lösungsansätze von Haim Omer, Tel Aviv
10.-11. September 2004 in Zürich

Anmeldung, Informationen, Programm

IEF Institut für systemische Entwicklung und Fortbildung
Hofackerstr. 44, 8032 Zürich
Tel. 01 362 84 84, Fax 01 362 84 81
E-Mail: ief@ief-zh.ch / www.ief-zh.ch

Vorstandsnews

Mitgliederversammlung

Die Mitgliederversammlung findet am 18. 03. 2004 im Restaurant Neumarkt, Neumarkt 5, 8001 Zürich statt. Ab 18 Uhr Apéro und um 19.30 Uhr Eröffnung der Versammlung. Wir freuen uns auf Ihr zahlreiches Erscheinen.

Forum 13

«Sprache und Rhetorik in der Psychologie» ist das Thema des Forums 13 am 13.05.2004 im Restaurant Righof in Zürich.

SBAP.-Preis 2004

Die Würfel sind gefallen. Der/die PreisträgerIn ist bestimmt! Reservieren sie sich heute schon den 03.11. 2004.

TeilnehmerInnen Treffen der Studie: Psychotherapie auf dem Prüfstand.

Alle 31 PsychotherapeutInnen SBAP., die an der Wirksamkeitsstudie mitmachen, sind herzlich zum Apéro eingeladen am 17.05.2003 an der HAP im Zimmer 107. 19.15 Uhr bis ca. 21 Uhr Apéro, 1. Informationen, Erfahrungsaustausch und Fragenbeantwortung. Christian Keller, Hugo Grünwald und Heidi Aeschlimann freuen sich, möglichst alle begrüßen zu dürfen.

Das hat uns gefreut!

Ein langjähriges Mitglied hat uns geschrieben: «Ich möchte dem Vorstand danken für die grosse Arbeit, die ihr für uns Mitglieder getan habt. Auch für die eher Kritischen und Ungläubigen, zu denen ich auch früher gehörte. Jetzt nicht mehr. Ich dachte nie, dass wir es so weit bringen würden, eine so gute, vollständige und für uns alle wichtige Anerkennung zu erhalten ...»

Heidi Aeschlimann

News aus der Geschäftsstelle

Neue Fachpsychologin SBAP. in Kinder- und Jugendpsychologie

Ursula Enderli, Zürich

Neuer Fachpsychologen SBAP. in Berufs- und Laufbahnberatung

Peter Gugger, Zürich

Neue FachpsychologInnen SBAP. in Schriftpsychologie

Markus Furrer, Adliswil
Daniela Glauser-Strub, Liestal
Doris Hiller-Ramseier, Herrliberg
Jolanta Kräuchi, Zürich

Der SBAP. gratuliert!

Neue Mitglieder

Fred Amacher-Imdorf, Weggis
Markus Furrer, Adliswil
Jolanta Kräuchi, Zürich

Studentenmitglieder

Stephan Dietiker, Zürich
Franziska Knapp, Zürich
Monika Wenk, Zürich

Berufshaftpflichtversicherung

Wir machen darauf aufmerksam, dass der SBAP. zu vorteilhaften Konditionen eine kollektive Berufshaftpflichtversicherung – vor allem für Selbstständigerwerbende ein Muss – anbieten kann. Um Missverständnissen vorzubeugen, sei erwähnt, dass bei einem Beitritt während des Jahres trotzdem der ganze Jahresbeitrag zu bezahlen ist. Die Versicherung tritt mit der Bezahlung der Prämie in Kraft.

Thomas Rehsteiner

Fachtitel SBAP. in Kinder- und Jugendpsychologie

Es ist erfreulich festzustellen, dass die SBAP. -Fachtitel zu einem Gütezeichen geworden sind. Im Psychologieberufsgesetz sind zurzeit acht Fachtitel aufgeführt. Einer davon ist der Fachtitel in Kinder- und Jugendpsychologie. Wie bereits im **punktum.** vom September 2003 erwähnt, ist künftig ein anerkannter Fachtitel zur Führung einer Privatpraxis notwendig. Auch für die psychotherapeutische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen sowie in Beratung und Diagnostik wird dieser Fachtitel erforderlich sein. Bereits heute verlangen viele öffentliche Institutionen bei einer Neuanstellung den entsprechenden Fachtitel.

Wie verschiedentlich angekündigt, gibt es zur Erlangung des Fachtitels SBAP. in Kinder- und Jugendpsychologie eine Übergangsbestimmung, die noch bis zum 31. März 2005 gültig ist. Die Voraussetzungen für den Erwerb dieses Fachtitels während der Übergangszeit sind folgende:

- Abschluss des Psychologiestudiums HAP oder Universität
- Mitgliedschaft SBAP.
- 5-jährige Tätigkeit in einer psychosozialen Institution (mindestens 50 Prozent-Anstellung)
- 300 Stunden Weiterbildung (Theorie)
- 100 Stunden Supervision (einzeln oder in Gruppen)
- 50 Stunden Selbsterfahrung (Detailangaben erhalten sie direkt bei der SBAP. Geschäftsstelle).

Nach Ablauf der Übergangsbestimmung wird ein Nachdiplomstudium verlangt (siehe auch Broschüre NDS in Kinder- und Jugendpsychologie HAP). Wir empfehlen dringend allen PsychologInnen, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten und die obgenannten Bedingungen erfüllen, diesen Fachtitel so bald als möglich zu beantragen. Profitieren Sie von diesen Übergangsbestimmungen, damit Ihre berufliche Zukunft gesichert ist!

Für die Fachkommission SBAP. in Kinder- und Jugendpsychologie

Mariann Holti und Heinz Krautter

Porträt

Die neue IAP/HAP-Führungscrew (Teil 6)

Beat Johnner, als Mitglied der Geschäftsleitung neu für den Bereich Dienstleistungen an HAP/IAP zuständig, im Gespräch. Sechster Teil unserer Porträtserie.

punktum.: *Beat Johnner, Sie kamen von aussen ins IAP/HAP. Welches sind die Schwerpunkte Ihrer neuen Aufgabe?*

Beat Johnner: Mein Aufgabengebiet ist sehr vielfältig und abwechslungsreich, was einer der wesentlichen Beweggründe war, mich für die Stelle an HAP/IAP zu interessieren. Zu meinen Hauptaufgaben innerhalb des Bereichs gehören die personelle und finanzielle Führung, die Entwicklung und Koordination einer Akquisitions- und Marketingpolitik, die Produktgestaltung, die Entwicklung von bestehenden und neuen Produkten sowie die Gewährleistung der Qualitätssicherung und -entwicklung. Ein weiterer Schwerpunkt sind sicher die Mitarbeit in der Geschäftsleitung und die Koordination und Kooperation mit meinen KollegInnen aus den anderen vier Bereichen. Zudem bin ich zu etwa 20 Prozent auch selbst als Berater im Einsatz.

Ein Grund, jemand Aussenstehenden anzustellen, ist ja immer auch die Überlegung, neue Sichtweisen, Ideen, Impulse usw. in eine langjährige Unternehmung einzubringen. Haben Sie – auch auf Grund ihrer früheren Tätigkeiten – solche neuen Ansätze? Wenn man neu in ein Unternehmen kommt, fallen einem natürlich nebst vielen positiven Dingen auch solche auf, die man anders, einfacher und effizienter machen könnte. Andererseits aber hat alles auch seine Geschichte, und ich erachte es als hilfreich, zuerst einigermaßen zu verstehen, weshalb auch das weniger Gute so ist, wie es heute ist. In diesem Sinne bin ich im Moment weniger daran, grundlegend neue Ansätze auszuprobieren, als eher darum bemüht, zusammen mit meinen MitarbeiterInnen Optimierungspotenzial zu erkennen und Bestehendes zu verbessern. Dazu kommt, dass manch so genannt gute neue Idee vielleicht auch gar nicht so neu ist, frü-

her schon einmal ausprobiert wurde, aber sich aus irgendwelchen Gründen nicht durchsetzen konnte. Da ist es von Vorteil, die Gründe dieses Scheiterns zu kennen, und es wäre wenig förderlich, in Unkenntnis der Situation ähnliche oder gleiche Fehler zu begehen.

Dennoch liegt mir natürlich daran, auch neue Impulse setzen zu können, und da habe ich insbesondere das Geschäftsmodell meines Bereichs im Auge. Zurzeit ist es ja so, dass unser finanzieller Erfolg sehr stark von den verkauften Stunden und Tagen unser BeraterInnen abhängig ist. Somit erleben wir die Schwankungen des Marktes direkt mit, sowohl im positiven wie auch im negativen Sinne. Wir haben auch kaum Dienstleistungen, die sich finanziell multiplizieren lassen, wie dies zum Beispiel bei Kursen und Lehrgängen der Fall ist.

«Es geht mir darum, unser Geschäftsmodell zu verbessern.»

Unsere Innovationsbemühungen müssen also nicht nur darauf abzielen, mittels optimierter oder neuer Produkte zusätzliche Beraterstunden verkaufen zu können, sondern insbesondere auch dahin gehen, Dienstleistungen zu konzipieren, die sich finanziell multiplizieren lassen, und vielleicht sogar solche, die unabhängig von Beraterstunden einen konstanten, voraussehbaren Ertrag generieren. Dies würde uns einerseits ermöglichen, auch längerfristig sozial wichtige, aber defizitäre Dienstleistungen anbieten zu können, wie dies zum Beispiel mit der Krisenberatung der Fall ist. Andererseits würde es uns auch zusätzliche Freiräume schaffen, unsere Dienstleistungen und Produkte permanent weiterzuentwickeln und neue Kundensegmente zu erschliessen. Ich hätte da schon ein paar Ideen, auch in Anlehnung an andere Branchen, aber deren Transformierbarkeit auf das Gebiet der Angewandten Psychologie und auch die Wünschbarkeit per se



Beat Johnner ist Leiter des Bereichs Dienstleistungen an der HAP/IAP. Er studierte in Zurich und Miami englische Sprach- und Literaturwissenschaften, Psychologie und Informatik. Während des Studiums als Englischlehrer in der Erwachsenenbildung, an Gymnasien und an der Volksschule tätig. Danach zuständig für die Lehrmittelentwicklung und die Management-Nachwuchsprogramme eines internationalen Finanzdienstleisters. Anschliessend als HR-Consultant in einer Unternehmensberatung tätig. Selbstständiger Berater und Associate einer amerikanischen Beratungsfirma. Leiter Personal- und Organisationsentwicklung eines IT-Unternehmens.

müssten sicher zuerst intern ausführlich analysiert und diskutiert werden.

Woran denken Sie da zum Beispiel?
Eine der etwas gewagteren Ideen wären zum Beispiel die Entwicklung und der Verkauf einer Teil- und/oder Vollkasko für das nicht materielle Wohl einer Person – eine Seelenversicherung, sozusagen. Es wäre ja denkbar, dass HAP/IAP Einzelpersonen oder Paaren gegen eine jährlich wiederkehrende Gebühr die Möglichkeit böten, bei sämtlichen psychologischen Fragestellungen unsere Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen. Es gibt ja prak-

HAP-News

tisch nichts, was ein Mensch in dieser Hinsicht im Laufe seines Lebens nicht brauchen könnte, das wir nicht können. Denken Sie zum Beispiel an die Unterstützung bei Schulschwierigkeiten, an unsere Schüler- und Elternberatung, an die Berufs- und Studienberatung, Laufbahnberatung, Krisenberatung, Einzel- und Paartherapie, Coaching, Unterstützung in Führungsfragen, Potenzial- und Eignungsabklärungen, Assessments, Führungsseminare und so weiter. Sogar im Falle eines Fahrausweisentzugs sind wir ja bekanntlich die richtigen Ansprechpartner!

Vielleicht ist das ja zu utopisch, aber Sie sehen, worauf ich hinausmöchte: Es geht mir darum, unser Geschäftsmodell zu verbessern und nach Einnahmequellen zu suchen, die nicht mit dem direkten Verkauf von Beraterstunden zusammenhängen.

Wie erleben Sie Ihr neues Arbeitsfeld – auch im Vergleich zu früheren Unternehmungen und Aufgaben?

Was an HAP/IAP alles an psychologischem Wissen zusammenkommt, ist schlicht phänomenal. Für mich als Nebenfachpsychologe ist dies natürlich besonders reizvoll, weil ich dadurch auch fachlich viel Neues dazu lernen kann. Was mir auch sehr gut gefällt, ist der kollegiale und konstruktive Umgangston in der Geschäftsleitung und generell untereinander. Ich habe den Eindruck, dass in dieser Kultur die Argumente viel mehr zählen als die institutionelle Macht einer Person. Eher etwas rückständig sind wir meines Erachtens im Einsetzen und Nutzen von neuen Technologien. Hier gäbe es sicherlich Möglichkeiten zur Verbesserung. Vielleicht ist mein diesbezüglicher Anspruch aber auch nicht ganz fair; mein letzter Arbeitgeber war ein IT-Unternehmen und mein Bild, was an Standards vorhanden sein sollte, daher nicht repräsentativ. Im Auftritt nach aussen liegt sicherlich auch noch mehr drin. Im Quervergleich mit Konkurrenten erlebe ich uns im Dienstleistungsbereich als eher zu bescheiden. Bezüglich Know-how und Qualität sind wir wahrscheinlich Marktführer oder ge-

hören zumindest zur Spitze – andere Anbieter erhalten im Markt aber mehr Aufmerksamkeit, weil sie aggressiver und selbstbewusster auftreten. Darunter sind manche, die sowohl in quantitativer wie auch qualitativer Hinsicht viel weniger zu bieten haben.

Haben Sie schon einen Eindruck von der Tätigkeit des SBAP?

Ich kenne den Verband leider noch zu wenig – dies ist mein erster direkter Kontakt –, aber ich freue mich darauf, Zugang zu einem weiteren Netzwerk zu erhalten.

Interview: Fred Hürlimann

Laut Beschluss der EDK vom 16. Dezember 2003 wird das Diplom der HAP nun auch für den berufsbegleitenden Studiengang in Angewandter Psychologie (Vertiefungsrichtung Berufs- und Laufbahnberatung) anerkannt. Somit sind ab sofort *alle* zukünftigen AbsolventInnen der Diplombildung (in Vollzeit oder berufsbegleitend) berechtigt, nach Abschluss des Studiums den gesetzlich geschützten Berufstitel «Psychologin FH» respektive «Psychologe FH» zu tragen. Studierende der Vertiefungsrichtung Berufs- und Laufbahnberatung haben zusätzlich das Recht, den eidgenössisch anerkannten Titel «dipl. Berufs- und LaufbahnberaterIn» zu tragen.

Marilen Hübscher



HAP HOCHSCHULE
FÜR ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

Weiterbildungsangebote 2004 für Psychologinnen und Psychologen

• Klinisches Interview

Leitung: **Benedict Wildeisen, lic. phil.**

14. und 21. Mai 2004

Kosten: CHF 525.–

• Auffrischkurs in Psychopathologie

Leitung: **Prof. Dr. med. Jiri Modestin**

4. und 11. Juni 2004

Kosten: CHF 420.–

• Burnout – Bedingungsfaktoren und Ansätze zur Prävention und Intervention

Leitung: **Dr. phil. Isabelle Zuppiger Ritter**

18. und 25. Juni 2004

Kosten: 630.–

• Stressabbau, Gesundheit und Leistungsfähigkeit

Leitung: **Mirjam Bollag Dondi, lic. phil.**

Beginn: 31. August 2004

Kosten: CHF 1120.–

Detailinformationen unter www.hapzh.ch

oder in der Broschüre «Weiterbildungsangebote, Programm 2004»

Hochschule für Angewandte Psychologie HAP, Zürich

Weiterbildung, Minervastrasse 30, 8032 Zürich

Tel. 01 268 33 07, Fax 01 268 34 39, E-Mail: info@hapzh.ch

Mitglied der



ZÜRCHER FACHHOCHSCHULE

Geistige Behinderung und Gesellschaft

«Brücken bauen»

Mit dem Buch «Brücken bauen» ist der Psychologin und Psychotherapeutin Marlis Pörtner ein in seiner eindrücklichen Sachkompetenz überaus feinfühliges und informatives Werk gelungen. Ein tatsächlicher Brückenschlag zwischen der Welt geistig behinderter und derjenigen so genannt normaler Menschen.

«Brücken sind in beiden Richtungen begehbar», schreibt Marlis Pörtner in ihrer Einleitung. Mit ihrem Buch baut sie uns, der Leserschaft, eingängige Verständnisbrücken zu einer Daseinsform, die anders ist als die unsere und die in ihren verschiedensten Ausdrucksformen vermehrt unserer Offenheit und unserer Wertschätzung bedarf. Subtil bringt uns die Autorin dazu, unsere Grundhaltung beziehungsweise unser Selbstverständnis gegenüber geistig behinderten Mitmenschen zu prüfen, und schärft gleichzeitig unseren Blick für eine Andersartigkeit, die mit Minderwertigkeit nicht das Geringste zu tun hat: «Geistige Behinderung ist nicht nur eine Problematik des betroffenen Menschen, sondern auch seines persönlichen und gesellschaftlichen Umfeldes.»

Ohne Scheu gebraucht Marlis Pörtner in ihrem Buch den Terminus «geistige Behinderung» und verdeutlicht so die

sprachlich-fachliche Wichtigkeit, Begrifflichkeiten nicht zu verwässern – trotz dem heutigen, ängstlichen Sog einer Political Correctness, die, so Pörtner, gerade im Bereich geistiger Behinderung leicht zu Missverständnissen führen könne. So werde im englischen Sprachbereich durchwegs von «learning disabilities» (Lernbehinderungen) gesprochen, ein Ausdruck, der den unterschiedlichen Behinderungen nicht entspreche und zum Teil schwer wiegende Fehleinschätzungen und Vernachlässigungen zur Folge habe. Nicht Worte seien es, die abwerteten, sondern die jeweils spürbare Haltung dahinter, betont Marlis Pörtner. Und offenbart damit den personenzentrierten Ansatz ihrer therapeu-

Verständnisbrücken zu einer Daseinsform, die anders ist als die unsere.

tischen Arbeit: Ihr geht es ums Verstehen, ums Akzeptieren – und nicht ums Erklären.

Pörtners engagiertes Anliegen ist es, geistig behinderte Menschen in der Entwicklung ihres jeweiligen Selbstkonzeptes zu begleiten, in der Bewältigung ihrer Realität zu unterstützen und gleichzeitig Räume zu schaffen für die Freilegung persönlicher Ressourcen. Um damit den Behinderten zu mehr Selbstbestimmung und Lebensqualität zu verhelfen und den sie betreuenden Personen zu erhöhter Befriedigung und vermindertem Stress in ihrer anspruchsvollen Tätigkeit. Im therapeutischen wie im betreuenden Umgang mit geistig behinderten Menschen setzt Marlis Pörtner Professionalität voraus – eine gereifte Sozialkompetenz erklärt sie grundsätzlich als unabdingbar.

Die Autorin, die auch als Beraterin von Einrichtungen für Menschen mit geistiger Behinderung tätig ist, befasst sich ausführlich mit dem Konzept geschützter Räume als Wohnform, die sie nicht als Abschottung verstanden

haben will, sondern als breit gefächertes Angebot, das «die existenziellen Bedingungen von Menschen mit Behinderungen berücksichtigt, ihre Entwicklung nicht behindert und ihre Eigenständigkeit unterstützt». In diesem Zusammenhang schildert sie kurz ihre kritischen Eindrücke eines Besuches in der Integrativen Wohngemeinschaft Jurastrasse in Reutlingen, in der Behinderte («mit Assistenzbedarf») und Nichtbehinderte («ohne Assistenzbedarf») unter demselben Dach leben. Das Projekt wird wissenschaftlich begleitet, und die daraus gewonnenen Erfahrungen und Erkenntnisse seien wegweisend bezüglich zukünftiger Gestaltung von Lebensräumen für Menschen mit geistiger Behinderung.

«Geistige Behinderung ist keine Krankheit, aber psychische Erkrankungen kommen bei Menschen mit geistiger Behinderung relativ häufig vor», unterscheidet die Autorin und bedauert, dass immer noch zu wenige TherapeutInnen sich mit psychischen Störungen bei geistig Behinderten befassen, die durch traumatisierende Erfahrungen wie etwa Isolation, Zurücksetzung, Ausgrenzung, Fremdbestimmung oder gar sexuelle Übergriffe entstanden sein können. Es erscheint auf jeden Fall nahe liegend, dass psychotherapeutische Angebote (je nach Indikation) für geistig Behinderte eine zwingende Notwendigkeit darstellen sollten, um Entwicklungschancen – also Veränderungen im Selbstkonzept und die damit verbundene Stärkung des Selbstwertgefühls – zu ermöglichen. Dass diese Potenziale vorhanden sind, macht Marlis Pörtner in ihren Fallbeispielen eindeutig klar und erwähnt im Gegenzug die auf Therapeutenseite bestehende Zusatzchance einer sensiblen fachlichen Horizonsweiterung.

Dass Marlis Pörtner auf der Basis des klienten- beziehungsweise personenzentrierten Ansatzes (nach Carl R. Rogers, 1902–1987) therapeutisch arbeitet, mag zunächst verblüffen. Rogers selbst hat sich nie mit geistig Behinderten beschäftigt, sondern sogar einen bestimmten Intelligenzgrad vorausgesetzt für eine erfolgreiche



therapeutische Arbeit. Dabei verneinte er aber ein homöostatisches Modell vom Menschen und glaubte unbeirrt an eine gegebene Tendenz zum psychischen Wachstum. Die dazu benötigten «Hebammendienste» eines kongruenten Therapeuten dürften keinerlei Zielvorgaben beinhalten – die finde der Klient im Laufe der Gespräche in sich selbst. Entscheidend für diesen Wachstumsprozess sei eine vertrauensvolle Ich-du-Beziehung. Genau dieser in seiner Bedeutung herausragende Empathie-Aspekt der personzentrierten Therapie findet sich in Marlis Pörtners Arbeit mit Behinderten und in ihrem Buch «Brücken bauen» wieder: «Nur wenn Interaktion als echter Dialog verstanden wird, wenn die Botschaften und Impulse, die von den behinderten Menschen kommen, aufgenommen und berücksichtigt werden, können sie sinnvoll begleitet und – da, wo sie es wirklich brauchen und selber wollen – angemessen unterstützt und gefördert werden.» In diesem Zusammenhang erzählt die Autorin von einem Betreuer, der einem durch seinen steten Redeschwall störenden jungen Mann die Möglichkeit vor Augen führte, diese sprudelnde Fülle an Worten und Inhalten doch aufzuschreiben. Statt ihm den Mund zu verbieten, eröffnete er ihm so eigene Ressourcen und stärkte damit sein Selbstvertrauen. Aus dem Störenfried entwickelte sich der bekannte Dichter und Maler Georg Paulmichl. Zum Abschluss hier seine berührende Worte: «Die Welt braucht keine behinderten Menschen. Aber da sind sie trotzdem.»

Catherine Herriger, Journalistin,
dipl. Psych. IAP/SBAP,
Kommunikationsberatung BR/SPRG

Die Rezensentin gestattet sich, dem Verlag Klett-Cotta einen publizistischen Vorwurf zu machen: Vergebens sucht man im Buch «Brücken bauen» von Marlis Pörtner nach biografischen Angaben zur Autorin. Es kann nicht genügen, sachdienliche Informationen zu AutorInnen ausschliesslich übers Internet zugänglich zu machen. Dem Versäumnis sei hier abgeholfen: Marlis Pörtner arbeitet als Psychologin und Psychotherapeutin in eigener Praxis in Zürich sowie als Praxisberaterin und Supervisorin in verschiedenen sozialen Institutionen. Seit vielen Jahren therapiert sie auch Menschen mit geistiger Behinderung nach personzentriertem Ansatz. Mit zu ihren Aufgaben gehört eine rege Tätigkeit im Bereich Seminare und Fortbildung im In- wie im Ausland.

Als junge Frau war Marlis Pörtner am Theater und am Rundfunk tätig, heiratete, zog zwei Kinder gross und begann in ihrer zweiten Lebenshälfte mit dem Psychologiestudium am IAP. Dort blieb sie auch nach dem Studium, um einige Jahre als Mitarbeiterin und Dozentin in der Abteilung für Erwachsenenbildung tätig zu sein. Danach absolvierte sie die Ausbildung in klientenzentrierter Psychotherapie in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten.

Marlis Pörtner publizierte zahlreiche Artikel in Fachzeitschriften. Ihre Sachbücher erscheinen jeweils im Verlag Klett-Cotta. Einige wurden auch ins Englische, ins Holländische und ins Dänische übersetzt.



ZENTRUM FÜR FORM UND WANGLUNG

PSYCHOTHERAPIE - AUSBILDUNG - KURSE

Leitung:

Irène Kummer

PD Dr. phil. I, Psychotherapeutin SPV

Elisabeth Schlumpf

dipl. psych., Psychotherapeutin SPV/FSP

Berufsbegleitende 4-jährige Aus- und Weiterbildung in

körperorientierter Psychotherapie und Beratung

Jahresthema 2004/05: Die Paarbeziehung

Einstieg immer im September möglich. Besuch einzelner Jahreszirkel möglich

Für PsychologInnen (Diplom als Psychotherapeut/in SBAP)

Für Personen aus medizinischen Berufen, SozialarbeiterInnen, PädagogInnen,
Personen in Führungspositionen.

Einjähriges Grundlagenseminar in körperorientierter Psychotherapie und Beratung

September 2004 bis Juni 2005. Für alle Interessierten

Verlangen Sie unsere ausführlichen Unterlagen:

Zentrum für Form und Wandlung · Predigergasse 10 · 8001 Zürich

Tel. 01 261 98 02 · Fax 261 98 03 · E-Mail: oip@bluewin.ch · www.oip-zfw.com

Name/Vorn: Strasse:

PLZ/Ort: Telefon:

- 18.03.04 **SBAP.** Mitgliederversammlung im «Neumarkt», Neumarkt 5, 8001 Zürich.
Ab 18.00 Uhr Apéro und um 19.00 Uhr Eröffnung der Versammlung.
- 19.03.04 18.15 Uhr an der HAP Zürich, Informationsveranstaltung: NDK Notfallpsychologie. Preissenkung!
- 13.05.04 Forum 13 zum Thema «Sprache und Rhetorik in der Psychologie». Restaurant «Rigihof», Universitätsstrasse 101, 8033 Zürich.
- 17.05.04 19.15 Uhr an der HAP: Erste Informationen zur **SBAP.** Wirksamkeitsstudie!
- 03.07.04 Kursaal Bern: 1. gemeinsamer Kongress der Schweizer Psy-Verbände, Psychotherapie und Wissenschaft Forschungsparadigmen – Wirksamkeit – Praxisrelevanz. Mit Prof. U. Ehlert, Prof. J. Kriz, Prof. M. Lambert u.a.m. www.psychotherapiekongress.ch
- 13.09.04 Forum 13 zum Thema «Psychodiagnostik» mit Ulrike Zöllner. Im «Rigihof».
- 18.09.04 «Professionalisierung und Geschlecht». Tagung in Zürich mit D. Lemmermöhle, Ch. Baitsch u. a. m.
- 03.11.04 Verleihung des **SBAP.**-Preises in Angewandter Psychologie im «sphères», Hardturmstrasse 66, 8005 Zürich.

Redaktionskommission:
Heidi Aeschlimann
Fred W. Hürlimann (Vorsitz)
Sara Meyer

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:
Heidi Aeschlimann
Lilo Fauser
Catherine Herriger
Walter K. H. Hoffmann
Fred W. Hürlimann
Mariann Holti
Barbara M. Hiss
Marilen Hübscher
Beat Johner
Heinz Krautter
Heinz Marty
Marlis Pörtner
Robert Strubel
Kurt Wechsler
Ulrike Zöllner

**Koordination /
Inserate und Beilagen:**
SBAP. Geschäftsstelle

Auflage:
800 Exemplare

Redaktionsschluss
Nr. 2/2004: 03.05.2004

Druck und Ausrüsten:
Druckerei Peter + Co, Zürich

Lektorat:
Thomas Basler, Brugg

Konzept und Gestaltung:
greutmann bolzern zürich

Adresse:
SBAP. Geschäftsstelle
Merkurstrasse 36
8032 Zürich
Tel. 043 268 04 05
Fax 043 268 04 06
info@sbap.ch
www.sbap.ch